Theologischer Verein HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 14 — Leipzig, den 31. März — 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Vergeben — Christi Tod ein Märtyrertod? 2 — Die Stellung der Sozialdemokratie zur Religion und ihre Bedeutung für die Zukunft der evangelischen Kirche: 1. Der Ursprung des Atheismus der Sozialdemokratie; 2. Der Kampf der Sozialdemokratie gegen die Religion; 3. Die Sozialdemokratie und die evangelische Kirche — Der Aufruf des Herrn von Egidy — Zum Ministerwechsel in Preußen — Die Soldatenmißhandlungen — Die revidirte Lutherbibel: 1 — Gaston Frommel. Esquisses contemporaines: 2. Pierre Loti — Verschiedenes: Deutsche Psalmen; Empfohlen; Ein offenbares Bedürfnis — Anzeigen

Vergeben

Nein, laß mich nicht die Schuld vergessen,
Der alten Sünde schwere Last;
Wie wollt ich sonst die Huld ermessen,
Mit der du mich getragen hast?
Weiß ich mich selbst mit innrem Zagen
Den Letzten in der Sünder Reihn,
So darf ichs dir zum Ruhme sagen:
Der Gnade größtes Maß ward mein!

Und muß ich stets aufs neu mich beugen,
Wenn sich erneuert mein Gericht,
Will ich doch deinen Ruhm bezeugen,
Und dir zu Ehren schweig ich nicht.
Kann doch im Himmel und auf Erden,
Du allerhöchster Jesus Christ,
Kein höhrer Name je dir werden,
Als daß du Sünderheiland bist.

So sei denn ewig hochgepriesen
Für alles, was du mir gethan —
Doch daß du Gnade mir erwiesen,
Ist, was ich niemals fassen kann.
Wohl ward im wechselvollen Leben
Mir deine Güte täglich groß:
Du gabst mir viel — doch dein Vergeben,
Das bleibt mir ewig grenzenlos!

A. H. Franke, † 31. Mai 1891.

Christi Tod ein Märtyrertod?

Also mußte Christus leiden. Luk. 24, 46

2

Sofern Christus für seine Ueberzeugung gestorben ist, lassen wir seinen Tod als Märtyrertod gelten.

Wenn man aber behauptet, für die von ihm vertretene Lehre, für seine Sache könne sein Tod nicht in Betracht kommen, so erheben wir Widerspruch. Allerdings gilt es von jedem andern Märtyrertod, daß er der vertretenen Lehre nichts hinzufügt, daß er kein Beweismoment für sie sein kann. Auch wenn Sokrates den Giftbecher nicht getrunken hätte, so würde doch die von ihm vorgetragene philosophische Weltanschauung denselben Inhalt bewahren. Dieser Tod gehört wohl zur Geschichte des Sokrates, aber er gehört nicht zur Geschichte der griechischen Philosophie. Für Luthers Auffassung vom Christentum trägt es gar nichts aus, daß Luther nicht den Märtyrertod gestorben ist, und hätte er sich, wozu er übrigens bereit war, diesem Schicksal fügen müssen, so würde das wohl ein neuer Beweis seiner oft bewährten Glaubenskraft sein, aber wer seine Lehre darstellen wollte, würde darauf nicht im geringsten Rücksicht zu nehmen brauchen. Luthers Auffassung von der Ehe stand im wesentlichen ganz fest, als er zur Ehe schritt. Sie würde keine andre sein, wenn er diesen Schritt nicht gethan hätte. Genau so ist das Verhältnis zwischen seiner Glaubensüberzeugung und seinem Ende.

Ein Märtyrerleiden mag also immer ein Zeugnis für die Person des Leidenden sein, für die Sache selbst bleibt es gleichgiltig, mit welchen Opfern sie vertreten wird. Im Verhältnis zur Sache nimmt das Martyrium immer den Wert des Zufälligen ein.

Das trifft aber auf das Leiden und Sterben Christi nicht zu. Hier ist eine Scheidung von Sache und persönlichem Schicksal nicht möglich, hier kann man aus dem Sterben nicht bloß auf vortreffliche Grundsätze schließen, sondern das Sterben selbst gilt diesen Grundsätzen. Sie sollen durch dieses Sterben erst zum Bewußtsein gebracht und als die richtigen erwiesen werden. Das Leben und Wirken Jesu galt der Offenbarung und Gründung des Reiches Gottes, d. h. des Reiches, das auf den Grundsatz der Liebe gegründet war. Liebe läßt sich aber, wie alle sittlichen Kräfte, nur praktisch offenbaren; man muß sie greifbar, fühlbar machen, dann erst ist sie wirklich erkannt, dann erst wird sie als Wahrheit in den Seelen leben. Die Liebe in ihrer Vollkommenheit, in der höchsten Stufe, die sie erreichen kann, muß Jesus der Welt zeigen. Das ist nur möglich durch das höchste Opfer, und das ist das Opfer des Lebens. „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde“ (Joh. 15, 13), sagt Christus selbst. Und daß seine „Freunde“ wirklich seinen Tod als diese Offenbarung der Liebe schlechthin erkannt haben, bestätigt uns das Wort aus dem ersten Johannesbrief: „Daran haben wir erkannt die Liebe, daß Er sein Leben für uns gelassen hat“ (1. Joh. 3, 16). Hätte Christus diesen höchsten Liebesbeweis nicht erbracht, so würde alles, was er an Liebe sonst in seinem Leben den Menschen entgegengebracht hatte, unvollendet, wertlos, bedeutungslos bleiben; es würde die Wirkungskraft aufgehoben durch die einfache Erkenntnis: Aber als er sein Leben lassen sollte, war seine Liebe doch zu schwach, er liebte sich doch mehr als die Menschen — ein einziger Beweis von Selbstsucht, und allen andern Liebeserweisungen ist die Kraft, das Zwingende, das unbedingt Wahrhaftige genommen. Darum: Christus mußte sterben, mußte am Kreuz sterben, gewaltsam und doch freiwillig, mußte auch seine Ehre fahren lassen — war er die Liebe selbst, so durfte er nichts, nichts für sich behalten. Er hat die Probe bestanden. Im Lichte des Kreuzesleidens leuchtet uns erst sein Leben in hellem Glanz. Darum haben auch die ersten Christen sein Todesleiden so sehr betont, daß ihnen sein Leben dagegen fast versank. Im Kreuz war alles zusammengefaßt. Im Kreuz lag der ganze Christus.

Doch man wendet ein: Liebe, sich opfernde Liebe war doch auch vor Christus nicht unbekannt. Wie reich ist die Geschichte Roms und Griechenlands an Beispielen sich opfernder Helden! Wie haben selbst hochgesinnte, edle Frauen ihr eignes, ihr Familienglück um das Wohl des Vaterlandes geopfert! Welche erhabene Gestalt ist Antigone an ihres Bruders Leiche!

Ganz recht! Aber Jesus setzt den höchsten Preis, sein

Leben, ein für seine Feinde, und zwar wiederum für ihr Höchstes, ihren Seelenfrieden, ihre Gottesgemeinschaft. Das ist die Liebe in ihrer Vollendung. Der todesfreudige Held, der das Leben nicht achtet um des Vaterlandes willen, hat genau so viel Haß gegen die Feinde, als er Liebe zu der heimatlichen Erde hat. Die Liebe Jesu nährt sich nicht am Haß. Er stirbt mit dem heißen Verlangen, der verlornen Welt Heil, wahres Heil zu schaffen. Das ist Liebe, heilige, vollkommene Liebe. Nicht an die Gräber der Helden und Märtyrer, nicht zu der edeln Gestalt griechischer Dichtung tritt, um Liebe, Liebe im tiefsten, reinsten Sinne des Wortes zu erkennen, sondern unters Kreuz! Niemand hat größere Liebe, als daß er für seine Feinde, für das Seelenheil seiner Feinde stirbt.

So gehört das Sterben Jesu zu seinem Lebensberuf. Er mußte also leiden. Sein Tod ragt, schon von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, weit über die Bedeutung eines Märtyrertodes hinaus. Er läßt uns in eine Herrlichkeit sittlicher Vollendung schauen, die weit über menschliche Erfahrung hinausgeht. Ja, „daran haben wir erkannt die Liebe — das, was eigentlich Liebe ist —, daß Er sein Leben für uns gelassen hat.“ P D

Die Stellung der Sozialdemokratie zur Religion und ihre Bedeutung für die Zukunft der evangelischen Kirche

Die Schriften für und wider die Sozialdemokratie sind zu einer Flut angewachsen. Man ist daher durch dies Thema ermüdet und sehnt sich danach, von ihm loszukommen. Dies Verlangen ist durchaus berechtigt. In dieser Ueberzeugung sind die nachfolgenden Zeilen geschrieben. Sie sollen darthun, daß ein abschließendes Urteil über die Sozialdemokratie nunmehr möglich ist, und daß wir den Weg gefunden haben, sie, wenn auch in mühevoller Arbeit, zu überwinden. Dieser Nachweis ist dadurch möglich geworden, daß die Sozialdemokratie selbst die letzten sittlichen und religiösen Grundlagen enthüllt hat, auf denen sie ruht. Sie hat sich dadurch unter uns unmöglich gemacht und sich selbst das Todesurteil gesprochen. Dies zu beweisen ist der Zweck dieser Zeilen. Sie wollen zeigen, daß die Sozialdemokratie selbst wider Willen an ihrer Vernichtung arbeitet.

1. Der Ursprung des Atheismus der Sozialdemokratie

In ihrem Programm macht es die Sozialdemokratie nicht zu ihrer Aufgabe, die Religion zu beseitigen. Sie soll nur „Privatsache“ werden. Es ist aber bekannt, daß diese Formel nur dazu bestimmt ist, die bei der Partei festzuhalten, die vor dem Plane, die Religion auszurotten, noch erschrecken würden. Unter den Eingeweihten redet man eine andere Sprache. Der sozialdemokratische Volksstaat hat es offen ausgesprochen (1875):

> Niemand anders ist des Namens eines Sozialisten würdig als der, welcher, selbst Atheist, der Ausbreitung des Atheismus mit allem Eifer seine Anstrengung widmet.

Im Dienste der Partei ist daher nach ihren wiederholten Kundgebungen sogar der Meineid nicht bloß erlaubt, sondern eine Heldenthat. Die Schule hat den Beruf, die Religion durch die Wissenschaft zu beseitigen. Schon hier zeigt sich, wie traurig es um die wissenschaftliche Bildung der Führer der Sozialdemokratie bestellt ist. Die Religion ist eine Gestaltung des Charakters. Sie kann daher nicht wie ein Irrtum durch die Wissenschaft abgethan werden. Die Feindschaft der Sozialdemokratie gegen die Religion erneuert nur den Versuch der französischen Revolution, die Religion aus der Welt zu schaffen. Während wir Frankreich bei Sedan besiegten, besiegte es geistig unsre Arbeiterpartei. Der Kampf gegen die Sozialdemokratie ist also der Entscheidungskampf gegen Frankreich und seine schmachvolle Revolution, deren Wert und Notwendigkeit leider auch bei uns noch immer überschätzt wird.

Aber wie kommt die Sozialdemokratie zu ihrer Feindschaft gegen die Religion? Ihre Zwecke liegen auf dem wirtschaftlichen Gebiete. Sie will das Los der Lohnarbeiter verbessern. Warum nun mischt sie sich gleichzeitig in die religiösen Fragen? Spannt sie damit nicht die Pferde hinter den Wagen? Wer zwei Aufgaben zugleich lösen will, der löst in der Regel keine. Die Feinde, die er sich auf dem einen Gebiete macht, hemmen ihn auch auf dem andern. Es wäre sehr thöricht, etwa das Steuerwesen und die Schule gleichzeitig reformiren zu wollen. Hin- und herschwankend zwischen beiden Zielen würde man keins erreichen, weil man für keins eine feste Bundesgenossenschaft fände. Die klugen Sozialdemokraten scheinen also in dieser Beziehung sehr unklug zu handeln.

Bis zu einem gewissen Grade erklärt sich ihr Verfahren aus Parteitaktik. Die Führer der Partei versprechen ihren Genossen volle Befriedigung aller ihrer Wünsche, wenn sie in Gemeinschaft mit ihnen alles daran setzen, den sozialdemokratischen Zukunftsstaat zu verwirklichen, in dem alle genügenden Anteil an den Früchten des wirtschaftlichen Lebens haben sollen. Die Religion aber eröffnet noch eine andere Quelle der Zufriedenheit, die Freude am Wachstum des inneren, des sittlichen Lebens. Diese Befriedigung könnte von dem Streben nach jener andern ablenken, die der sozialdemokratische Zukunftsstaat in Aussicht stellt. Die Häupter des jüdischen Volkes waren entschlossen, alle Kraft ihres Volkes zu einem Entscheidungskampfe gegen das römische Weltreich zusammenzufassen. Sie forderten die Kreuzigung Jesu, weil er die Herzen für eine neue Religion gewinnen wollte und dadurch, zunächst wenigstens, von dem Ziele sie ablenkte, das die Volkspartei erstrebte.

Offenbar aber wird durch eine solche Betrachtung unser Rätsel nicht gelöst. Das Christentum hat die Sklaverei überwunden und die barmherzige Liebe in die Welt gebracht. Es kann daher nicht wohl aus bloß taktischen Gründen von den Führern der Partei zurückgewiesen werden, die es sich zur Aufgabe macht, das Los derer zu verbessern, die sie für die Aermsten hält, nämlich der Lohnarbeiter. Sie könnten im Christentum auch einen Bundesgenossen sehen und sagen: Das sittliche Gedeihen des Menschen fordert auch das äußere Gedeihen; der Mensch muß leben, menschenwürdig leben können, wenn er seine sittliche Aufgabe lösen soll. Die Sozialdemokratie kann aber ihrer Natur nach die Bundesgenossenschaft der Religion nicht annehmen.

Schon ihr Ursprung erklärt ihre Feindschaft gegen das Christentum, ja gegen alle Religion. Die neue Zeit hat vom Mittelalter eine sehr vielgestaltige Ordnung des wirtschaftlichen Lebens geerbt. Man pflegt sie mit dem Namen des Lehn- und des Zunftwesens zu bezeichnen. Die Mannigfaltigkeit an Einrichtungen, die jener Zeit eigen war, kommt durch diese Namen nicht zu erschöpfendem Ausdruck. Jedenfalls aber hatte jene Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens einige charakteristische Grundzüge. Sie war im wesentlichen auf die Ernährung des einzelnen Volkes, nicht auf den Weltverkehr berechnet. Sie band die Erwerbsmittel, das Kapital, in der, wenigstens im Zunftwesen, klar ausgesprochnen Absicht, „damit der Arme neben dem Reichen bestehen könne.“ Sie machte die Ausübung eines Berufs zu einem Monopol, d. h. zu einem Amte, das der Einzelne im Dienste der Gesamtheit zu verwalten hatte. Sie ruhte also auf sittlichem Grunde. Wie die Beamten jeder Ordnung auf die Ehre ihres Standes halten, so hielten die Zünfte auf ihre Amtsehre. So lange diese Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens den bestehenden Verhältnissen entsprach, so lange hat sie das sittliche Leben mächtig gefördert. Nur der Bürgerstand der Reformationszeit machte die Reformation möglich. Unter den gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnissen hätte sie nicht entstehen können.

Aber die Verhältnisse werden andre, und die Einrichtungen müssen mit ihnen sich ändern. Der Weltverkehr entfaltete seine Macht. Gleichzeitig machte die Erfindung der Dampfmaschinen den Großbetrieb möglich. So ward die alte Ordnung des wirtschaftlichen Lebens gesprengt. Das war an sich nicht zu beklagen. Zu beklagen war es nur, daß die sittliche Grundlage der bisherigen Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens verloren ging. Die fortschreitende Erkenntnis der Naturgesetze führte zur Vergötterung der Naturordnung. Die Meinung, daß sich das bürgerliche Leben wie eine Maschine nach Naturgesetzen ordne oder ordnen lasse, also die Nichtachtung der sittlichen Lebens-

ordnung und der Geschichte, war der Giftstachel der revolutionären Aufklärung, der auch heute noch nicht ganz aus unserm Leben entfernt ist. In der bornirtesten Weise nahm man an, daß vor allem das wirtschaftliche Leben ausschließlich auf einem Wechselspiel von Naturkräften und Naturgesetzen beruhe. Die müsse man ungehemmt walten lassen. Mische der Staat sich ein, die Volkswirtschaft zu gestalten, so könne er nur Schaden anrichten. Es sei nur naturgemäß, daß in dem Kampfe aller gegen alle um den Erwerb die Schwächeren zu Grunde gingen. Nur grausam sei es, ihren Untergang aufzuhalten. Man müsse fallen lassen, was fällt. Diese wahrhaft atheistische Lehre nennt man das Manchestertum. Es vergaß, daß die Arbeit ein Werk der Menschen, also sittlicher Wesen, und dazu bestimmt ist, auch in ihnen einen Erfolg zu haben. Nach der christlichen Lebensanschauung ist die Arbeit von Gott dazu gegeben, das religiöse Leben in treuer Berufserfüllung zu bethätigen, dadurch ein immer innigeres Einswerden mit dem Willen Gottes herbeizuführen und die Bildung des sittlichen Charakters zu fördern. Diese Lebensanschauung ward vom Manchestertum als eine leere Phantasie verspottet. Nach ihm sollte die Arbeit des Volkes nur dazu da sein, den Reichtum im Volke, d. h. in den Geldschränken der wenigen zu vermehren, die im Kampfe um ihn den Sieg davontrügen. Eine flache und leichtfertige Wissenschaft fügte im Sinne und Geiste dieser Partei hinzu: Diese Privilegirten werden dann ihr Leben schmücken mit dem Flitter einer Kunst ohne Religion.

Dieser Richtung widersetzt sich die Sozialdemokratie mit vollem, zweifellosem Rechte. Aber sie ist leider nur die Kehrseite der Münze und ganz von demselben Stoffe wie ihre Gegnerin. Verstünden die Führer unsrer Arbeiter ihre Aufgabe wirklich, dann wären sie bemüht, das atheistische Manchestertum an seiner Wurzel zu vernichten. Sie würden es bekämpfen im Namen der Religion und die sittliche Bedeutung der Arbeit zur Geltung bringen. Die Sozialdemokratie ist in der That der vollkommen berechtigte Protest der wirtschaftlich Schwachen gegen jede willkürliche Behandlung derselben durch die wirtschaftlich Starken. Sie sammelt jene, um sie diesen als eine ebenbürtige Macht gegenüberzustellen. Aber sie macht das Erwerbsleben zu einem Kampfe zweier feindlicher Heere. Krieg zerstört. Das beweist jede Arbeitseinstellung. Verbitterung und Verrohung und große wirtschaftliche Verluste sind die Folgen jedes Ausstandes. Wenn diese Kämpfe nicht aufhören, so ist schon von ihnen eine immer größere Entartung des Volkslebens zu erwarten. Aber die Sozialdemokratie hat allerdings die Absicht, durch diese Kämpfe dem ewigen Frieden näher zu kommen. Sie will ihn dadurch erreichen, daß sie die Mittel des Erwerbs, den Grund und Boden, die Fabriken, die Werkstätten, die Rohstoffe, kurz das Kapital, zum Eigentum der Gesamtheit macht. Dann soll der volle Ertrag der Arbeit allen zu Gute kommen und eine Zeit genügenden Genusses für alle beginnen. Besitz und Genuß sind also bei ihr ebenso das letzte Ziel wie bei dem Manchestertum. Der sittliche Vorsprung, den sie vor diesem voraus hat, besteht nur darin, daß sie das sinnliche Wohl aller erstrebt. Sie erweicht den Eigennutz, indem sie ihn verallgemeinert.

Im letzten Grunde ist die Sozialdemokratie nichts als der Zwillingsbruder des Manchestertums. Die eine Partei ist so atheistisch wie die andre. Beide verhalten sich zu einander wie das Chaos der französischen Revolution zu dem Militärstaate Napoleons, die beide gleich verächtlich sind. Nur aus dem Untergange beider Richtungen kann eine befriedigende Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens hervorgehen. Das Manchestertum ist, abgesehen von seinem atheistischen Kern, schon deshalb sittlich verwerflich, weil es grundsätzlich jedem Mißbrauche des Eigentums Thür und Thor öffnet und damit zum allgemeinen Ruin führt. Die Sozialdemokratie will nicht bloß den Mißbrauch des Privatkapitals, sondern das Privatkapital selbst beseitigen. Sie entzieht damit der Persönlichkeit ein wesentliches Mittel sittlicher Bethätigung. Sie kann deshalb im besten Falle nur so matte Charaktere schaffen wie das Mönchstum. Sie ist daher schon aus sittlichen Gründen einfach unmöglich. Wir haben also gar nicht nötig, die wirtschaftliche Unausführbarkeit ihres Zukunftsstaates darzuthun. Dies Phantasiebild wird wie alle andern zerfließen, weil es der sittlichen Natur des Menschen, ihrem unabweisbaren Bedürfnis, auch in der selbständigen Verwaltung der Erwerbsmittel sich zu bethätigen, durchaus widerspricht.

Hier aber wird deutlich, wie die Sozialdemokratie dazu kommt, die Religion zu bekämpfen. Sie hat sich thörichterweise vom Manchestertum auf ein falsches Gebiet verlocken lassen. Sie will ihren Feind mit seinen eignen Waffen schlagen. Sie setzt dem Atheismus Atheismus entgegen. Sie will den Atheismus ihres Gegners dadurch überbieten, daß sie das ganze Volk zu ihm bekehren will. Das ist ein Frevel und zugleich eine Thorheit. Denn den wirtschaftlich Schwachen kann es nie gelingen, die Starken mit ihren eignen Waffen zu überwinden. Dazu fehlt ihnen die Macht, auch wenn sie die Massen zum Kampfe führen, weil ihnen die geordnete Macht nicht angehört. Es wird ihnen dazu vor allem immer die Intelligenz fehlen. Das jüdische Volk konnte das römische Weltreich unmöglich mit dem Schwert überwinden. Es konnte es geistig besiegen. Das war der Weg Jesu, der Weg der Religion. Das jüdische Volk hat ihn verschmäht und sich dadurch sein Grab gegraben. Unsre Arbeiterpartei wird dasselbe Los treffen, wenn sie die atheistische Wirtschaftsordnung des Manchestertums dadurch überwinden will, daß sie den Atheismus der Gesamtheit gegen den der Privilegirten in den Kampf führt. Der eine Atheismus wird nie durch den andern, sondern jeder nur durch die Religion überwunden.

Wir haben die beiden wirtschaftlichen Richtungen, die gegenwärtig sich bekämpfen, ihrem Kerne nach beschrieben. Es soll damit aber nicht gesagt sein, daß jeder Anhänger der einen oder der andern dieser Parteien mit klarem Bewußtsein und mit rücksichtsloser Folgerichtigkeit an seine Partei sich hingäbe. Jede Menschenseele birgt Widersprüche in sich. Gar mancher folgt einer atheistischen wirtschaftlichen Richtung, die seine Zeit beherrscht, während sein Herz doch christlich gesinnt bleibt. Uns ohne Zweifel kann das Unheil, das eine falsche Ordnung des Erwerbslebens anrichtet, in christlicher Ergebung getragen werden. Man kann immer aus der Not eine Tugend machen. Aber das Christentum ist eine Religion für Helden. Sein Ziel ist die Ueberwindung der Not, nicht das Dulden und Tragen. Nackt und rein ist das Manchestertum kaum je zu Tage getreten. Selbst in England, seiner Heimat, ist es seit der Chartistischen Bewegung (1836) im Grunde gebrochen. In Deutschland ist es nie zu voller Geltung gekommen. Unser Schul- und Armenwesen, auch unser Steuersystem hat immer die Absicht gehabt, den wirtschaftlich Schwachen aufzuhelfen. In dem allen ist stets eine dem Manchestertum entgegengesetzte Richtung verfolgt worden. Freiwillig hat man den Lohnarbeitern das Recht gegeben, sich zur Abwehr des Druckes zu verbinden. Wohlthätige Gesetze haben die Industrie gezwungen, in Fällen der Not für die Lohnarbeiter zu sorgen. Das deutsche Reich hat den Grundsatz angenommen, daß nicht der Gewinn, sondern der Mensch das Ziel der Arbeit sei. Wenn die Sozialdemokratie sich anstellt, als wäre das alles nicht vorhanden, so ist das ein Verfahren, das nur bei Atheisten möglich ist. Aber freilich das Rätsel, das unser wirtschaftliches Leben in sich birgt, ist noch nicht gelöst. Die Aufgabe ist die, ohne Wiederherstellung der alten beengenden Formen das Erwerbsleben auf eine sittliche Grundlage zu gründen. Das ist nur sehr langsam zu erreichen. Dazu sind aber vor allem andere Menschen notwendig. Die Atheisten hüben und drüben sind dazu nicht geeignet.

2. Der Kampf der Sozialdemokratie gegen die Religion

Es ist das Unglück unsrer Arbeiterpartei, daß es um ihre Führer recht traurig bestellt ist. Sie reden unablässig von Wissenschaft; und sie besitzen doch entweder nur flüchtig zusammengeraffte Kenntnisse, oder sie sind bloße Verstandesmenschen ohne tiefere geschichtliche Bildung. Karl Marx, das geistige Haupt der ganzen Bewegung, war ein bloßer Rechner. Mengers Nachweis, daß Marx all seine Gedanken seinen englischen Vor-

gängern entlehnt habe, ohne sie zu nennen, ist, so viel ich weiß, nicht widerlegt worden. Ein tieferes Eingehen auf das Wesen der Religion ist daher bei den Führern der Sozialdemokratie nicht zu erwarten. Von den Rohheiten der zungenfertigen Agitatoren habe ich nicht zu reden. Obwohl meine Lektüre der sozialdemokratischen Litteratur eine ziemlich ausgebreitete ist, so habe ich doch in ihr keine andern Widerlegungen der religiösen Grundsätze gefunden als die alte Verleumdung, die Religion gebe den Menschen einen Anweis auf den Himmel und entfremde sie ihren irdischen Aufgaben. Daß selbst das Mönchstum, dem man vielleicht bis zu einem gewissen Grade diesen Vorwurf machen kann, in seiner Selbstverleugnung doch zuweilen einen hohen Grad von sittlicher Kraft in sich getragen hat, davon weiß man nichts. Man will nichts davon wissen, daß das Leben Jesu ganz Berufstreue gewesen ist, und daß der Erlöser sein Leben eingesetzt hat in seinem Berufe, sein Volk und uns alle auf eine höhere Stufe des sittlichen Lebens zu erheben. Vergessen ist, daß wir ihm die schneidendste Satire auf allen unfruchtbaren, bloß formalistischen Gottesdienst in seinem Gleichnis vom barmherzigen Samariter danken. Nie erinnert man daran, daß Paulus die Römer aus einem Volke freier Bettler in ein arbeitsfreudiges Volk umzuwandeln sich bemüht hat. Daß Luther hundertmal die Berufstreue für einen besseren Gottesdienst erklärt hat als alle Möncherei, daß alle evangelischen Christen in der Berufsarbeit die Bethätigung der Religion und den Erwerb des sittlichen Charakters suchen — darüber schweigen die sozialdemokratischen Führer. Sie entwerfen sich Zerrbilder von ihren Gegnern, um sie recht leicht mit bestrickenden Reden bekämpfen zu können.

Herausgefordert von einem sozialdemokratischen Verein, habe ich vor Jahren einmal in ihm einen Vortrag über Büchners „Stoff und Kraft“ gehalten. Ich war erstaunt, in welchem Maße sich alle „Genossen“ damals in diese flachste Glaubenslehre des Unglaubens eingearbeitet hatten. Heutzutage machen sie sich diese Mühe nicht mehr. Der frevelhafte Lehrsatz, daß zwischen Mensch und Tier „nur ein gradueller Unterschied“ sei, ist zum Glaubenssatz geworden. Indem er sich auf Goethes wechselnde Neigungen in der Liebe beruft, fordert ein Führer der Sozialdemokraten sogar das Recht, eheliche Verbindungen nach Belieben wechseln zu dürfen, seine Leidenschaften also frei walten zu lassen. Nur wo es um den Kampf gegen die bestehende wirtschaftliche Ordnung sich handelt, da nimmt man die Miene der Eiferer um die Sittlichkeit an. Man hält den Gegnern, aber nie den Parteigenossen, Bußpredigten. Namentlich das Unheil der Prostitution wird auf Rechnung der gegenwärtigen Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens geschrieben.

Man sieht auf den ersten Blick, daß durch ihre atheistische Weltanschauung die Sozialdemokraten der besten Waffen sich berauben. Sind wir nur Tiermenschen, dann können die Reichen ihre Natur nicht ändern, die sie zur „Ausbeutung“ der wirtschaftlich Schwächeren veranlaßt. Und daß mit Tiermenschen, die ihre Trägheit, ihre Genußsucht und ihren Eigennutz nicht bezwingen können, auch die sozialdemokratische Gesellschaftsordnung sich nicht begründen läßt, das bedarf natürlich keines Beweises. Die Sozialdemokratie hofft freilich darauf, daß die Sättigung, die ihr Zukunfsstaat all seinen Genossen bringen soll, die Leidenschaften besänftigen werde. Es ist aber bekannt, daß der Genuß nur neue Begierde erweckt. Das gesättigte Raubtier bleibt doch ein Raubtier.

Trauernd sehen alle wahren Freunde unsrer Lohnarbeiter auf das Treiben der Sozialdemokratie. Ihr ist es bereits gelungen, die Herzen der Unparteiischen, derer, die weder Arbeitgeber noch Lohnarbeiter sind, also der Lehrer, der Richter, der Verwaltungsbeamten, der Führer unsrer Armee, auch der Handwerker, dem Stande zu entfremden, dessen Los die Sozialdemokratie verbessern will. Es wächst die sittliche Entartung, der Widerwille gegen die Arbeit und die Genußsucht in den Reihen der durch sie Vergifteten. Die Lehre von der freien Liebe hat es dahin gebracht, daß ihre Anhänger es ganz in der Ordnung finden, den Unterschied zwischen Brautstand und Ehestand nicht zu beachten und so den Keim des Unheils mit in die Ehe zu nehmen. Selbst der Gründer des deutschen Reiches, dem die Lohnarbeiter so viel zu danken haben wie keinem andern, soll gesagt haben, daß die Sozialdemokratie nur militärisch zu bekämpfen sei. Dem ohnmächtigen Staat Ludwigs XVI. werden dereinst die Sozialdemokraten sich nicht gegenüber finden, sondern gewissenhafte Abwehr. Die Unparteiischen, deren Parteinahme zuletzt immer entscheidend ist, haben gegenwärtig geschichtliche Bildung genug, um zu wissen, daß die Republik Robespierres, in der das französische Volk nahezu verhungerte, dem sozialdemokratischen Zukunftsstaate so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern. Sie werden alles daran setzen, die Wiederholung dieses Versuchs zu verhindern. Nur dann könnte die Sozialdemokratie zum Siege kommen, wenn im Kampfe mit auswärtigen Feinden die deutschen Armeen vernichtet wären. Auf den Trümmern des deutschen Reiches wäre aber nichts mehr zu errichten, auch nicht der sozialdemokratische Zukunftsstaat.

Es ist aber zu hoffen, daß diese Partei eben durch ihre Hingebung an die atheistische Weltanschauung, wenn auch spät, in sich selbst zerfällt. Die rohe Art, in der sie alle, die sich der Lohnarbeiter annehmen, in ihren Zeitschriften und Versammlungen verunglimpft, hat sie bereits ins Unrecht gesetzt. Und gerade ihre Feindschaft gegen die Religion wird ihr Verderben werden. Die französische Revolution, die mit einer Macht, wie sie schwerlich wieder die entfesselten Massen gewinnen werden, das Christentum beseitigen wollte, hat nur dem Katholizismus neue Macht verliehen. Die vereinigte Macht der jüdischen Priester und des römischen Weltreichs ist endlich dem Christentum erlegen. Die Religion ist eine unsichtbare, aber unüberwindliche Macht. Am Tage der Entscheidung finden ihre Gegner ihre Bollwerke morsch, ihre Waffen stumpf und die Herzen ihrer Streiter entmutigt. Der Mensch ist nun einmal dazu geschaffen, Mensch zu werden, indem er in der Gemeinschaft mit Gott die sittliche Freiheit erwirbt und die tierische Natur überwindet. Dagegen ist jede Auflehnung vergebens.

Wider Willen hat die Sozialdemokratie schon jetzt ihre Gegner zu einer religiösen Vertiefung gezwungen. Es sind ihnen die Augen darüber aufgegangen, daß das Spielen mit dem Atheismus, die Vergötterung der Naturordnung, doch verhängnisvoll war, und daß die Bildung ohne Religion nicht im Stande ist, das sittliche Leben in einem Volke aufrecht zu erhalten. Auch der Streit um die kirchlichen Richtungen ist zurückgetreten. Man besinnt sich darauf, daß die Religion eine Gestaltung des Charakters, nicht bloß ein Lehrbegriff ist. Man glaubt an Gott, nicht um das Rätsel des Weltdaseins zu lösen, sondern um die Freiheit von der Welt zu gewinnen, deren Wert durch die Lehre vom Tiermenschen zum Bewußtsein gekommen ist. Man glaubt an den unsichtbaren Richter, dessen Gericht allmächtig und allgegenwärtig in jedem Augenblicke jede Faser des inneren Lebens durchdringt, weil man vor Augen sieht, wozu es führt, eigenwillig seinen Ordnungen sich zu widersetzen. Man sucht bei Gott die Erlösung der Seele, weil nun anschaulich sich darstellt, was aus denen wird, die ihrer nicht zu bedürfen meinen, sondern durch Sättigung die Leidenschaften bezwingen wollen. Und man wird dankbar für die Wohlthat Jesu, weil die, von denen sie verschmäht wird, das Bestehen des Volkes in Gefahr bringen. So erfüllt sich auch hier die alte Erfahrung, daß jede Bekämpfung der Religion in ihr Gegenteil umschlägt, daß sie den Wert dieses höchsten Gutes nur in das rechte Licht stellt. Aber nur sehr langsam wird das neuerwachende religiöse Leben sich Bahn brechen. Und spät erst wird es die Macht gewinnen, auch die Herzen derer zu ergreifen, die durch die Sozialdemokratie innerlich geschädigt sind.

3. Die Sozialdemokratie und die evangelische Kirche

Der Umstand, daß die Sozialdemokratie in den Herzen ihrer Gegner das religiöse Leben wider willen erweckt, darf aber über die Gefahren uns nicht täuschen, die sie bereitet. Sie wird in der nächsten Zeit noch Unheil genug anrichten. Sie hat zur Gewinnung des Volkes ein Netz von Vereinen und Mittelpunkten der Erregung über das deutsche Reich ausgebreitet. Sie verfügt mehr oder minder über etwa 125 Zeitschriften, die ihre Gedanken verbreiten. Sie mag jährlich etwa eine Million Mark zur Förderung ihrer Zwecke aufwenden.

Sie ist also wohl imstande, das Volk immer mehr zu vergiften. Die größte Gefahr bringt sie der evangelischen Kirche. Diese ruht auf dem Vertrauen, daß ihre Mitglieder in der sittlichen Freiheit ihr Leben finden und daß sie entschlossen sind, zu ihr einander zu erziehen. Der große Grundgedanke der Reformation ist das allgemeine Priestertum, die Verpflichtung der Gemeindemitglieder, an einander Seelsorge zu üben, diese also nicht privilegirten Priestern zu überlassen. Daß die Tiermenschen Liebknechts und die Anhänger der freien Liebe, die Bebel fordert, nicht imstande sind, dies Amt in der Gemeinde zu üben, das bedarf keines Beweises.

Auf wen soll also die evangelische Kirche sich gründen? Die Anhänger des Manchestertums haben keine Teilnahme für sie; die Bildung ersetzt ihnen die Religion. Die Sozialdemokraten würden sich freuen, wenn die Kirche lieber heute als morgen aufhörte. Aber jene wie diese treten nicht aus der Kirche aus, auch wenn man dringend sie darum bittet. Es ist ein enger, wenn auch treuer Kreis, der jetzt noch das kirchliche Gemeindeleben aufrecht erhält. Dazu kommt, daß die rein büreaukratische Leitung der Kirche, die zu spät beendet ward, die Zahl der Kirchen, der Geistlichen und der Gemeinden nicht mit der Zunahme der Bevölkerung in den großen Städten vermehrte. So ist die evangelische Kirche ermattet. Daraus erklärt sich, daß auch unser größter Staatsmann selbst im günstigsten Augenblicke den Kampf gegen die römische Hierarchie nicht erfolgreich führen konnte. Wäre der evangelische Teil des deutschen Volkes in wirklich religiöser Begeisterung ihm gefolgt, der Ausgang des „Kulturkampfes“ wäre ein andrer gewesen.

Es ist in der Not der Zeit der Versuch gemacht worden, den evangelischen Gemeindegedanken zur Geltung zu bringen. Die Zahl der Gemeinden sollte nach der Zahl der Geistlichen, nicht mehr nach der Zahl der Kirchen bemessen werden. Man wollte in kleinen Gemeinden die Gemeindemitglieder sammeln und einen lebendigen Verkehr der lebendigen mit den innerlich abgefallnen in das Leben rufen. Man hoffte dadurch in den Seelen der letztern das Eis des Atheismus zu schmelzen. Die christliche Liebe sollte zu erreichen suchen, was der christlichen Predigt nur unvollkommen gelungen war. Es ist aber anzunehmen, daß auch dieser Gedanke nicht früh genug wird verwirklicht werden, weil das Verlangen nach brüderlichem Zusammenschluß in den Gemeinden noch nicht hinreichend erwacht ist. Die beiden atheistischen Richtungen widersetzen sich ohnehin jedem Erstarken des kirchlichen Lebens. Zu spät hat die Bildung von Gemeindevertretungen, die Errichtung von Seelsorgebezirken und die Aufnahme der Liebesthätigkeit in das Gemeindeleben begonnen. Der Gemeindegedanke stößt auf noch größeren Widerspruch. Was also wird geschehen? Ehrenwerte Geistliche werden in Vereinen neben den Gemeinden, was noch lebendig ist, zu sammeln suchen. Die evangelische Kirche als solche wird nicht in genügender Weise erstarken. Die römische wird immer mehr als der letzte Hort gegen die drohenden Gefahren erscheinen. Ihre Macht und Bedeutung wird unablässig wachsen. Innerlich wird sie die Abgefallnen natürlich dem Christentume nicht wieder gewinnen. Christliche Charaktere zu bilden, dazu reicht ihre religiöse Kraft nicht aus. Aber sie wird äußerlich die Gefahr drohenden Massen, so weit, als es ihr gut scheint, beherrschen.

Wir gehen, wenn nicht unberechenbare Verhältnisse eintreten, einer katholischen Reaktion entgegen. Wir haben das zumeist der Sozialdemokratie zu danken, die sich auch dadurch als die reaktionärste aller Parteien erweist. Reaktionär ist ihr Streben, in mönchischer Weise die sittliche Aufgabe, die das Privatkapital dem einzelnen stellt, abzuthun. Reaktionär ist ihr Abfall von einer Kirche, die die höchsten sittlichen und religiösen Aufgaben den Gemeinden anvertraut. Das Reaktionärste ist es, die sittliche Freiheit aufzugeben und zur Tiermenschheit zurückzukehren. Die Sozialdemokratie ist mit der römischen Hierarchie darin wesensverwandt, daß beide die sittliche Freiheit zu brechen bemüht sind. Diese opfert sie der Priesterherrschaft, jene sogar dem sinnlichen Genuß oder doch dem sozialdemokratischen Zukunftsstaate.

Aber während der Zeit des schon beginnenden Druckes der katholischen Kirche wird das evangelische deutsche Volk auf die Lebensquellen sich besinnen, die in der Reformation ihm aufgegangen sind. Es wird in ihm die Erkenntnis erwachen, daß nur das evangelische Christentum imstande ist, den Atheismus, den Rom nur eindämmen kann, wirklich zu überwinden. Mächtiger als je wird die „Freiheit eines Christenmenschen“ unser Volk beherrschen. Sie kann nicht wirklich untergehen. Denn sie ist doch die Lebensluft jeder menschlichen Seele.

Gegründet auf die evangelischen und christlichen Grundanschauungen von der sittlichen Freiheit und von der Bedeutung der Berufstreue für den inneren Menschen wird dann auch eine neue Vereinigung der Lohnarbeiter entstehen. Diese werden dann nicht mehr im Genuß, in der Beseitigung des Privatkapitals, der Familie und der Religion, sondern darin ihre Macht suchen, durch Gewissenhaftigkeit in der Arbeit, durch Keuschheit, durch ein musterhaftes Familienleben, durch gesunde, praktische Frömmigkeit ihre Gegner zu übertreffen. Sie werden ihre oftgenannten „sauer erworbenen Groschen“ nicht zu nutzlosen Agitationen vergeuden, sondern sie dazu verwenden, Anstalten zu errichten, die es auch dem Aermsten möglich machen, in seinem Berufe annähernd die Einsicht und die Leistungsfähigkeit der Herren zu erreichen. Dann werden die Arbeiter von selbst das werden, was sie sein sollen, Mitarbeiter ihrer Herren, von denen so viele schon jetzt mit der opferwilligsten Liebe ihnen entgegenkommen. Nur auf diesem Wege ist die „soziale Frage“ zu lösen. E S

Der Aufruf des Herrn von Egidy

vom 21. Februar 1892

Wir nehmen wohl mit Recht an, daß den Lesern der „Christlichen Welt“ der neuste Aufruf des Herrn von Egidy zur Verbreitung des Gedankens „Einiges Christentum“ auf die eine oder andre Weise zu Gesicht gekommen ist, und daß die meisten ihn auch trotz dem ermüdenden Einerlei seiner Perioden zu Ende gelesen haben.

Wir dürfen uns also auf eine kurze Wiedergabe des leitenden Gedankenganges beschränken.

Nach Herrn von Egidy ist die Christenheit bisher auf falschen Bahnen gewandelt; ihre Weltanschauung, die allerdings „in der von der Vorsehung geordneten Entwicklung ihre Erklärung findet,“ muß rückhaltlos aufgegeben werden. Statt uns länger in katholische, evangelische und sonstige Christen zu trennen, müssen wir uns als *eines Vaters Kinder* in dem *Christentum* vereinigen und müssen uns auch mit den Angehörigen sonstiger Glaubensgemeinschaften, speziell den Juden, in der „Religion“ zusammenfinden. Das Wesen dieser Religion ist „Religiosität“ (!), ihr Kern das „*Evangelium*,“ und indem wir uns in ihr vereinigen, vollziehen wir zugleich — so steht es wörtlich im Aufrufe — das Willensvermächtnis unsres ehrwürdigen Kaisers, dem wir die äußere Wiederherstellung *eines Deutschlands* verdanken.

Wie aber kann das geschehen? Das einzige Mittel, das es nach Herrn von Egidys Ansicht noch giebt, um allem Volke das Heil zu erhalten, das ihm durch die Geburt des Heilands, des „Gesalbten,“ in dem sich Gott als „die Liebe“ offenbarte, widerfahren ist, heißt: *Religion ohne Dogma — Christentum ohne Bekenntnis!*

Religion ohne Dogma — Christentum ohne Bekenntnis! Wie weitherzig, wie frei und erlösend das klingt, und wie scharf es sich abhebt gegen das konfessionelle Gebahren unsrer Tage, das schon die lieben Kindlein des Volkes in gesonderte Konfessionsschulen absperren will, sofern nur ihrer dreißig in einem Dorfe dem Bekenntnis der Mehrheit nicht angehören!

Und dennoch — in welcher Selbsttäuschung befindet sich Herr von Egidy, wenn er glaubt, die von ihm empfohlene neue und undogmatische Religion sei ohne Bekenntnis! Schon aus dem neusten Aufrufe läßt sich ein ganz umfassendes Glaubensbekenntnis zusammenstellen, das etwa wie folgt lauten würde:

1. Wir glauben an einen Gott, Vater unser aller, dessen Vorsehung die Entwicklung der Menschheit ordnet, und dessen Gebot sich unserm natürlichen Denken und Empfinden offenbart.

2. Wir glauben an Jesus, den Gesalbten, den Heiland, in dem Gott sich als „die Liebe" offenbart hat und durch dessen Geburt allem Volke Heil widerfahren ist.

3. Wir glauben an den einen und einigenden Geist: den Geist frommer Ergebung in das Ewige Gesetz, dem die Welt untersteht, den Geist der Liebe und der Kraft; wir glauben eine alle umfassende Religionsgemeinschaft und — so könnte man aus den „Ernsten Gedanken" noch hinzusetzen — ein ewiges Leben.

Ist das ein Bekenntnis oder ist es keins?

Wir wissen freilich, was uns Herr von Egidy darauf erwiedern wird. Er wird sagen: Das alles ist allerdings mein persönlicher Glaube, mein unantastbares Einzelgut, aber andre mögen darüber anders denken, sie mögen davon annehmen und verwerfen, was sie wollen — für die allgemeine, alle umfassende neue Religionsgemeinschaft ist das unwesentlich!

Nun wohl, nehmen wir ihn beim Wort! Er selbst nennt an einer Stelle seines Aufrufs die Fragen, wie jemand den Gottesbegriff auffasse, wie er sich die Heilandserscheinung erkläre und wie er die unser Dasein und Fortleben berührenden Probleme beantworte, die heiligsten Dinge der Kulturmenschheit, worüber ganz sicher in nicht ferner Zeit eine im wesentlichen gleiche Vorstellung herrschen werde.

Können nun wirklich diese heiligsten Dinge für die neue „im Geiste geeinte, alle umfassende Religionsgemeinschaft" gleichgiltig sein? Warum nennt sie denn Herr von Egidy überhaupt heilig? Doch wohl weil sie den Inhalt und das Wesen aller religiösen Ueberzeugung überhaupt, die Grundlage der Heilshoffnung und des Friedens der Seelen und endlich die Quelle des sittlichen Handelns für die Gläubigen — oder sagen wir meinethalben „für die Kulturmenschheit" bilden.

Das weiß und fühlt auch Herr von Egidy ganz wohl, und darum spricht er auch bei Erwähnung seiner persönlichen Ueberzeugungen so häufig im pluralis majestatis — wodurch naturgemäß im Leser der Glaube erweckt wird, alle diese Bekenntnisse seiner schönen Seele seien im wesentlichen Gemeingut der neuen, im Geiste geeinten Christenheit! In dem Aufrufe heißt es u. a.:

Wir setzen die Vernunft nicht an die Stelle der Religion ꝛc.; wir bilden eine alle umfassende Religionsgemeinschaft, die mit dem Begriffe Gemeinsamkeit, Gesellschaft, Volk, Nation, Staat, Vaterland zusammenfällt; wir nennen uns Christen nach dem Gesalbten, in dem sich Gott als die Liebe offenbarte und der uns lehrte, einander als Brüder zu achten und den Einigen Gott unsern Vater zu nennen, u. s. w., u. s. w.

Aber wie steht es denn dann mit allen denen, die doch unzweifelhaft auch zu Volk und Vaterland gehören, gleichwohl aber über alle diese Dinge ganz anders denken? Wie steht es insonderheit mit denen, die in Jesu nicht den Heiland erblicken, in dem sich Gott als Liebe offenbart hat, oder mit den Geistes stolzen, denen die Lehre von der Unabänderlichkeit der Weltregel den Glauben an eine allwaltende, väterliche Vorsehung geraubt hat und die sich offen als Anhänger einer mechanischen, materialistischen Weltanschauung bekennen? Gehören alle diese bewußten Religionsleugner ohne weiteres auch zu der mit dem Begriffe Volk, Nation und Staat zusammenfallenden neuen Religionsgemeinschaft, sofern sie nur zugeben, daß der „Liebesgedanke" fortan das einzige Gesetz auch für die vaterländischen (staatlichen) Einrichtungen bilden müsse?

Sagt Herr von Egidy: Ja! so zerfällt natürlich der Begriff einer wenn auch noch so losen und oberflächlichen Religionsgemeinschaft in sich selbst; sagt er aber: Nein! so kennt eben diese neue „Religion ohne Dogma," dieses „Christentum ohne Bekenntnis" eben so gut Unterscheidungslehren und Grenzen, wie jede historisch entstandene christliche Kirche oder Denomination!

Wozu also dieses ganze Spiel mit hohen Worten und unklaren Begriffen, diese völlig unhistorische und unwissenschaftliche Verkennung der thatsächlich bestehenden kirchlichen Gemeinschaften, dieses Hasten und Tasten nach einer „Religion ohne Dogma," wie wir Aelteren es bereits in den vierziger Jahren in der deutsch-katholischen und freigemeindlerischen Bewegung haben entstehen und Schiffbruch leiden sehen?

Auch die Männer jener Zeit wollten ursprünglich keine geschlossnen religiösen Verbände bilden, sondern eine große, alle trennende Konfessionalität beiseite setzende und überflügelnde freie christliche Religionsgemeinschaft, von der sie genau wie Herr von Egidy überzeugt waren, daß „dieser Religion, diesem Christentum sich alles Volk zuwenden werde."

Und was ist daraus geworden? Der größere Teil ihrer Anhänger hat sich wieder zu den alten, zu früh verlassnen Fahnen zurückgewandt, andre sind gestorben und verdorben; ein kleiner Ueberrest aber erwog neuerdings ernstlich, ob er nicht den Namen „freireligiöse Gemeinde" mit dem zeitgemäßern „atheistische Gemeinde" vertauschen solle.

Discite moniti! Auch diese neue Bewegung würde, wenn sie sich ausbreiten sollte, nur mit einem ähnlichen Mißerfolg endigen können; jedenfalls aber würde sie nicht zur Vertiefung und sittlichen Kräftigung, sondern zu einer sehr bedauerlichen Verflachung des religiösen Lebens der Nation führen, so edel und selbstlos auch die persönlichen Absichten des Herrn von Egidy zweifellos sind, und so viel Bestechendes auch seine persönliche Ergriffenheit sowie die von ihm gepredigte, halb mystische, halb rationalistische Jesusliebe namentlich für empfindsame Frauengemüter haben mag.

Doch genug und übergenug der Kritik; schließen wir mit einem versöhnenden Worte!

Der Aufruf enthält in der That vieles, was auch unser Herz bewegt und was dem Geschlechte dieser Zeit nicht ernst genug gesagt werden kann. Zwar das Brillantfeuerwerk, in dem Herr von Egidy in Zukunft Altar und Thron verklärt sieht, überlassen wir gern seinem apokalyptischen Blick und seiner persönlichen Empfindung; in seiner Mahnung aber, unter Zurückstellung alles konfessionellen Haders auf innere Heiligung der Christenheit zu dringen und in der Durchdringung unsrer öffentlichen Zustände mit dem Geiste evangelischer Liebe die Formel zu finden, nach der in Zukunft jede Frage menschlicher Gemeinschaft innerhalb des Vaterlands sowohl wie im Völkerverkehr gelöst werden soll, finden wir uns gern und freudig mit Herrn von Egidy zusammen.

Hätte er sich doch auf diese Mahnung beschränkt, statt dem Nebelbilde einer „Religion ohne Dogma," einem „Christentum ohne Bekenntnis" nachzujagen! Er verleitet dadurch nur eine Anzahl gutherziger Mitbürger zu der falschen Annahme, es bedürfe nur eines begeisterten Impulses und der Zustimmung gleichgesinnter Männer, um die konfessionellen Schranken zu stürzen, die Zeiten ihrer Erfüllung zuzuführen und den Millionen, die heute ohne Religion leben, dieses Kleinod zurückzugeben!

Nein, und abermals nein! So leicht, so spielend vollziehen sich die Prozesse in der Entwicklung der modernen Menschheit nicht, und vor dem hohlen Schall dieser Posaunen stürzen die Mauern der Konfessionen nicht um!

Auch in der großen Geisterschlacht unsrer Tage auf kirchlich-sozialem Gebiet können die Schlagworte: „Religion ohne Dogma" — „Christentum ohne Bekenntnis" uns nicht sammeln und leiten, denn „so die Posaune einen undeutlichen Ton giebt, wer will sich zum Streite rüsten?"

Man würde am liebsten über diese Sache schweigen, wenn sie nicht eine so ernste, bedauerliche Seite hätte! Wie leicht geben wir doch unsre historischen Besitztümer preis, und wie wenig verstehen wir sie für unsre Zeit nutzbar zu machen! Was wird unser Lohn sein, wenn selbst die gebildeten Glieder unsres evangelischen Volks so wenig Verständnis für den Wert unsrer geschichtlich entstandenen Reformationskirchen haben, wenn sie sich so kühl und teilnahmlos von dem geistigen Leben des Protestantismus abwenden?

Nun und nimmermehr werden sie der „einen, heiligen und allgemeinen christlichen Kirche," wie sie schon das Apostolikum bekennt, den Weg bahnen; der Vorteil aus dieser Bewegung wird vielmehr einzig und allein derjenigen Macht zufallen, die

stets und überall aus solchen Utopieen und Unklarheiten neue Kraft und Stärke gewonnen hat: der Weltmacht Rom!

Nobbe

Zum Ministerwechsel in Preußen

Der Kampf um das preußische Volksschulgesetz hat durch den plötzlichen Rücktritt des Kultusministers Grafen Zedlitz ein jähes Ende gefunden. Wir haben dem Entwurf weder unbedingt zustimmen können noch ihm unsre Sympathien durchaus versagt; unsre Hoffnung war, daß der große Grundgedanke einer Sicherung der konfessionellen Volksschule in Preußen sich durchsetzen möchte ohne die böse Mitgabe bedenklicher Zugeständnisse an die römische Kirche und ihre Ansprüche. Der Gang der Kommissionsverhandlungen hat diese Hoffnung arg erschüttert; die aus dem Zentrum und den Konservativen bestehende Mehrheit stand dort geschlossen für den Entwurf auch in den Punkten ein, deren Abänderung wir wünschten. Und so können wir nicht uns untröstlich darüber betrüben, daß der so aufrecht erhaltene Entwurf nun doch durch eine so unerwartete Wandlung gefallen ist.

Freilich ist viel gute Absicht, viel gutes Material damit zugleich beiseite geschoben worden. Niemand kann wissen, was für Strömungen sich einmal mächtig genug fühlen werden, das Unternehmen eines preußischen Volksschulgesetzes aufs neue zu wagen. Niemand kann die Wirkung berechnen, die eine wahrlich in ihren Mitteln und Bundesgenossen nicht wählerische Agitation gegen den Entwurf auf die nächste Bewegung der Geister im Vaterlande noch ausüben wird, welche Kraft der „Atheismus" und das „Antichristentum" aus dem ganzen Kampfe gegen die „Ueberspannung des Prinzips der Konfessionalität" gesogen haben wird. Daß dunkle Gewalten, die in der gegenwärtigen Aera sonst scheinbar schlummern, sich unter der Gunst dieses Kampfes keck genug ans Licht gewagt haben, ist Thatsache. Aber die Verantwortung für alles dies tragen doch in erster Linie nicht die, die von Gewissens wegen dem Gesetz widersprachen und an deren Rockschöße sich nun all das flache, hohle und gottlose Volk anhängen konnte, sondern die Väter der Vorlage, die jenen ernsten Widerspruch hätten voraussehen müssen. Sofern dieses Urteil vornehmlich den Grafen Zedlitz trifft, ist es wohl vereinbar mit der vollen Achtung für die Persönlichkeit des Mannes, für die Art, wie er seine Sache vertreten hat, und für die Entschlossenheit, mit der er im gegebnen Augenblick seinen Abschied nahm.

Man kann das Scheitern der Vorlage um so lebhafter beklagen, je tiefere Sympathien man ihr entgegengebracht hat. Eins sollten aber gute Christen nicht thun: sich geberden, als hätte das Christentum selbst damit eine Niederlage erlitten. Um hier ein nüchternes Urteil zu gewinnen, lege man sich doch die Frage vor, ob bei Annahme des früheren, Goßlerschen Entwurfs das christliche evangelisch-kirchliche Interesse nicht auch gewahrt geblieben wäre? Ohne Zweifel hätte dieselbe konservative Partei, die sich jetzt freilich ganz anders für den Zedlitzschen Entwurf erwärmt hat, auch für jene Vorlage gestimmt. Nichts war bedauerlicher als die Parole, daß es sich bei dem Für und Wider gegenüber diesem Gesetzentwurf um das Entweder-Oder von Christentum und Atheismus handle. Dafür war viel zu viel Christentum auch unter der Gegnerschaft des Entwurfs. Das Zedlitzsche Volksschulgesetz ist gefallen, und damit das Werk eines Ministers, der die christliche Schule wollte unter äußerster Rücksichtnahme auf die Kirchen oder Konfessionen, dabei aber die innere Verschiedenheit dieser Kirchen oder Konfessionen übersah, die beide eine solche gleiche Behandlung nach ihrem Wesen nicht vertragen: nicht gefallen ist die christliche Schule selbst, die konfessionelle Schule, für die zu kämpfen, die auf andre Weise gesetzlich zu schützen und auszubauen noch andre Gelegenheiten, Mittel und Wege offen stehn, als gerade die unbedingte oder bedingte Annahme des Zedlitzschen Entwurfs.

Mit dieser Beurteilung des Ministerwechsels halten wir unsern evangelisch-kirchlichen Standpunkt streng inne; vom politischen Standpunkte aus müssen wir frei gestehen, daß wir im Interesse des obrigkeitlichen Ansehns den Vorgang ernstlich beklagen.

R

Die Soldatenmißhandlungen

Gehört die traurige Erscheinung der Soldatenmißhandlungen zu den Gebieten unsres öffentlichen Lebens, die die Christliche Welt in den Kreis ihrer Erörterungen zu ziehen sich vorgesetzt hat? Gewiß ist diese Frage zu verneinen, soweit es sich um Fragen der militärischen Organisation, überhaupt um technisch-militärische Dinge handelt, — ebenso gewiß aber zu bejahen, insofern sittliche und religiöse Momente unsers Volkslebens in Betracht kommen. Daß aber Letzteres der Fall ist, daß die Schuld an den zu tage getretnen beschämenden Thatsachen nicht ausschließlich an einer fehlerhaften Organisation liegen kann, wird kein Unbefangner leugnen können. Die Mißstände hätten nicht eine solche Verbreitung genommen, wie sie heute nicht mehr abgeleugnet werden kann, wenn die Denk- und Empfindungsweise der für den Geist in der Armee verantwortlichen Kreise diesen Dingen gegenüber durchgängig so wären, wie sie sein sollten. Wir meinen hier natürlich nicht die Unteroffiziere, von denen die Mißhandlungen fast immer ausgehen, sondern die Offiziere, die es unterlassen haben oder denen es nicht gelungen ist, sie zu verhindern. Der Verfasser dieser Zeilen hat durch langjährigen, vielfach freundschaftlichen Verkehr mit ältern und jüngern Offizieren ausgiebige Erfahrungen über die unter ihnen herrschenden Anschauungen sammeln können; er steht zugleich der Armee durch mancherlei persönliche Bande so nahe, daß ihm nichts ferner liegt, als einseitiges Absprechen oder Voreingenommenheit gegen unsre Offizierkorps. Er darf daher hoffen, daß seine Worte auch von Offizieren unbefangen werden gelesen werden ohne die vorgefaßte Meinung, es handle sich um einen ungerechten Angriff auf ihren Stand.

Als Thatsache — wie sie aus dem bekannten Erlaß des Prinzen Georg von Sachsen, aus manchen andern Kundgebungen von zuständiger Seite und zahlreichen Privatäußerungen hervorgeht — ist voranzustellen, daß die Beaufsichtigung der Unteroffiziere bezüglich der Behandlung der Mannschaften vielfach seitens der Offiziere nicht mit dem erforderlichen Eifer betrieben wird, und daß auch, wo Mißhandlungen bekannt werden, die Offiziere häufig zu einer milden Beurteilung derselben neigen. Diese Erscheinung ist deshalb um so bedauerlicher, weil ja die Offiziere sehr gut wissen, daß in den heutigen so schwer rekrutirbaren Unteroffizierkorps eine Anzahl roher, zu Mißhandlungen geneigter und daher der Aufsicht sehr bedürftiger Elemente notwendig vorhanden sind, und ist um so auffallender, als durchgängig unsre Offiziere für das körperliche Wohl ihrer Untergebenen keineswegs gleichgiltig sind. Die Gewissenhaftigkeit in der Fürsorge für die Mannschaft gehört sogar zu den schönsten Eigenschaften des deutschen Offiziers; er wird darin gewiß von keinem Offizier der Welt übertroffen. Es ist allgemein empfundene Ehrensache des Kompagniechefs, in der Garnison von der Beschaffenheit der Speisen und der guten Luft in den Mannschaftszimmern sich häufig persönlich zu überzeugen, im Manöver und im Felde aber sich selber nicht eher Ruhe zu gönnen, ehe nicht die Unterbringung und Versorgung der Mannschaften gesichert sind. Wie kommt es nun, daß so häufig derselbe Offizier, der auf den hier bezeichneten Gebieten für seine Leute wahrhaft väterlich sorgt, gegenüber den Mißhandlungen derselben durch die Unteroffiziere — deren Vorkommen ihm doch da, wo es häufig eintritt, nicht fremd bleiben kann — ein Auge zudrückt und gleichgiltig bleibt?

Die letzte Ursache hiervon ist nach unsrer Ueberzeugung in einer Sinnesart zu suchen, die keineswegs unserm Offizierskorps ausschließlich, sondern viel weitern Kreisen unsrer höhern Stände zum Vorwurf zu machen ist, in der Unfähigkeit oder Ungeneigtheit unsrer höhern Stände, Menschenwürde und Ehrgefühl bei dem gemeinen Mann anzuerkennen, zu respektiren und zu pflegen. Diese Klage wird hier wahrlich nicht zum erstenmal erhoben. Seit langer Zeit ist in den Erörterungen über die sozialen Probleme unsrer

Lage von kundigen Stimmen immer wieder*) darauf hingewiesen worden, daß alle Besserung der materiellen Lage der untern Klassen die weite Kluft zwischen ihnen und uns nicht überbrücken kann, wenn wir uns nicht entschließen, ihnen im persönlichen und geschäftlichen Verkehr mehr Achtung als bisher entgegen zu bringen, ihr Ehrgefühl zu pflegen und in die richtigen Bahnen zu lenken, anstatt zu unterdrücken. Wie viel verbitternd wirkender Hochmut gegenüber den untern Ständen findet sich doch in Deutschland, mehr als in andern Ländern, auf allen Gebieten! Dieser sittliche Defekt in den Anschauungen unsrer höhern Stände, dem thörichte Vorurteile der Geburt, der amtlichen Stellung, des Geldes und der vermeintlichen Bildung zu Grunde liegen, trübt und schädigt auf das schwerste alle unsre wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse: — Adel, Offiziere, Beamte, Gelehrte, reiche Kaufleute und Industrielle, alle sind an dieser nationalen Sünde mitschuldig.

Am schärfsten zeigt sich aber eben jetzt die verderbliche Wirkung dieser Sünde in der traurigen Erscheinung der Soldatenmißhandlungen! So mancher Kompagniechef, der es sich nicht verzeihen würde, wenn in seiner Kompagnie Wohnung und Speise der Mannschaften nicht so gut wären, wie die zur Verfügung gestellten Mittel es irgend ermöglichen, hält es doch für ganz in der Ordnung oder wenigstens für zulässig, daß den Lernfähigkeiten eines ungeschickten Rekruten durch Schläge seitens der Unteroffiziere oder seitens der Kameraden nachgeholfen werde, vorausgesetzt daß es in der Stille geschieht und daß keine ernstlichen Körperverletzungen oder Grausamkeiten dabei vorkommen. Es geht eben hier wie auf dem weitern sozialen Gebiet: unsre Humanität ist so weit vorgeschritten, daß sie die materielle Existenz des gemeinen Mannes thunlichst zu sichern sucht, aber noch nicht so weit, daß sie auch sein Ehrgefühl anerkennt und schützt.

Natürlich würde diese Toleranz der Offiziere sich nicht auf ganz brutale Mißhandlungen erstrecken, wie davon im Erlaß des Prinzen Georg einzelne Grauen erregende Beispiele aufgeführt worden sind; aber es ist eben so klar, daß die roheren Elemente unter den Unteroffizieren, wenn sie einmal das Gefühl erlangt haben, straflos mißhandeln zu dürfen, dann keinerlei Schranken mehr inne halten und allmählich zu den gröbsten Exzessen fortschreiten. Manche unter ihnen werden weiter hierin bestärkt durch den unnötig rauhen und mißachtenden Ton, den ein Teil der Offiziere selber gegen die Untergebenen anzuschlagen noch für nötig hält, und der aus derselben unrichtigen Stellungnahme zu den untern Ständen hervorgeht, wie die Toleranz gegenüber den Mißhandlungen.

Selbstverständlich trifft der Vorwurf, der hier erhoben worden ist, keineswegs die Gesamtheit der Offiziere. Jedem, der längere Zeit mit Offizieren verkehrt hat, wird es aufgefallen sein, daß in Bezug auf die Behandlung und Erziehung der Mannschaften zwei Anschauungsweisen sich gegenüber stehen, in denen der alte Gegensatz zwischen der Friedericianischen und und der Scharnhorst-Gneisenauischen Armeeleitung bis heute fortlebt. Die erstere stellt den Drill in den Vordergrund, traut dem guten Willen und dem Ehrgefühl der Mannschaften wenig oder nichts zu und will Disziplin und Leistungen vorzugsweise auf die Furcht vor Strafe aufbauen. Die zweite will bei voller Anerkennung der Wahrheit, daß die Gewöhnung an absoluten Gehorsam der Untergrund der militärischen Ausbildung sein muß, auf diese eine Erziehung zur Selbständigkeit aufbauen und hierbei vorzugsweise auf das Ehrgefühl und den guten Willen der Leute zurückgehen. Daß aber die zweite von dem ihr wohl gemachten Vorwurf des unpraktischen Idealismus freizusprechen ist, ergiebt sich für uns daraus, daß gerade die fähigsten und als hervorragend tüchtig bekannten Offiziere unsrer persönlichen Bekanntschaft ihr zustimmen und uns — dem Laien sehr glaubhaft — versichern, daß bei der durch die heutigen Feuerwaffen bedingten zerstreuten Fechtweise nur der

*) Vgl. Prof. Ziegler in Straßburg: Die soziale Frage eine sittliche Frage. Ferner Drews, Mehr Herz fürs Volk. Erstes Heft der Evangelisch-sozialen Zeitfragen.

zur Selbständigkeit erzogene Soldat im Felde volle Leistungsfähigkeit besitze. Im Interesse einer humanen Behandlung der Mannschaften ist jedenfalls dringend zu wünschen, daß diese Ausbildungsziele mehr und mehr nicht nur in den Reglements, sondern auch in der Praxis des Dienstes zur Geltung gelangen; denn eine Erziehung zur Selbständigkeit ist natürlich unmöglich ohne Schonung und Pflege des Ehrgefühls.

Wir erkennen durchaus an, daß jeder Fortschritt auf diesem Gebiet mit abhängig ist von der Beschaffenheit der der Armee zur Ausbildung überwiesenen Mannschaften; diese ist aber in den einzelnen Teilen von Deutschland, und daher auch bei den einzelnen Truppenteilen, sehr verschieden. In einem Regiment, das seine Rekruten aus einer guten Bauernbevölkerung des mittlern oder westlichen Deutschland erhält, können natürlich die Vorgesetzten in höherem Maße auf das Ehrgefühl der Leute wirken und vertrauen, Strafen und Einschüchterung leichter entbehren als in einem andern, das seinen Ersatz entweder aus der slawischen Landbevölkerung des Ostens oder aus den Proletariern der Großstädte und Industriebezirke bezieht. Die Ausbildungsmethode und die Stellung des Vorgesetzten zur Mannschaft können also nicht überall die gleichen sein; überall aber sollte wenigstens das Streben vorwalten, so viel wie unter den gegebnen Verhältnissen möglich auf den guten Willen und das Ehrgefühl sich zu stützen, so wenig wie möglich mit Furcht und Einschüchterung zu wirken und solche Gesinnung auch unter den Unteroffizieren möglichst zu verbreiten.

Dieser Standpunkt nun ist, wie schon gesagt, unter unsern Offizieren zwar schon vielfach vertreten, aber noch keineswegs zur alleinigen Geltung durchgedrungen. Die Geringschätzung des gemeinen Manns durch den Angehörigen der „höheren Gesellschaftskreise" steht — neben den aus den Erfordernissen der militärischen Disziplin sich ergebenden Schwierigkeiten — dem noch vielfach hemmend gegenüber. Wie aber dieser zu Grunde liegende sittliche Fehler nicht ausschließlich das Offizierkorps trifft, sondern die Gesamtheit der höhern Stände, so wird er auch unzweifelhaft erst dann völlig überwunden werden, wenn innerhalb der Kreise, aus denen unser Offizierkorps hervorgeht, die Achtung vor der Persönlichkeit und dem Ehrgefühl des gemeinen Manns zu allgemeiner Herrschaft und Geltung gelangt. Das „halbvergessne Stück Christentum", das uns neuerlich in der christlichen Welt so warm an das Herz gelegt worden ist, das Gebot christlicher Bruderliebe, zeigt uns den Weg auch zu diesem Ziel. Nicht die Nächstenliebe, die in den von oben herab gegebnen Almosen sich äußert, sondern nur die Bruderliebe, die im gemeinen Mann den gleichberechtigten Menschen erblickt und in den Beziehungen des täglichen Lebens Ernst macht mit dieser Anerkennung, wird die Entfremdung der Stände untereinander, den Haß der Armen gegen die Besitzenden überwinden. Auch die für unsre Gesittung tief beschämende Erscheinung der Soldatenmißhandlungen wird nur dann verschwinden, wenn unser Offizierstand unter Ueberwindung aller hochmütigen Standesvorurteile sich mit dieser Gesinnung mehr und mehr durchdringt.

F v O

Die revidirte Lutherbibel

1

Die letzte preußische Generalsynode hatte im November vorigen Jahres Veranlassung, der Bibelrevisionskommission den warmen Dank für ihre Bemühungen und zugleich die Hoffnung auszusprechen, daß sie das schwierige Werk zum Segen der deutsch-evangelischen Kirche beenden werde.*) D. O. Frick (Halle), der letzte Vorsitzende der Revisionskommission, konnte damals bereits mitteilen, daß die Drucklegung der „im Auftrage der deutschen evangelischen Kirchenkonferenz durchgesehenen Ausgabe" der Bibelübersetzung Luthers nahezu beendet sei und die Veröffentlichung in Kürze erfolgen werde. Und wirklich hat soeben, im Februar 1892, die v. Cansteinsche Bibelanstalt in Halle a. S. den ersten Abdruck dieser „durchgesehenen" Lutherbibel**) aus-

*) Vgl. Chronik der Christlichen Welt 1892 Nr. 2, Sp. 10 u. 11.
**) Gebunden von 5 Mark an in feiner Ausgabe.

gehen lassen und dies „Werk sechsundzwanzigjähriger Sorge und Mühe" der evangelischen Kirche zu wohlwollender Prüfung und Aufnahme übergeben.

Das Vorwort von D. Frick verweist zur näheren Orientirung, namentlich über das Verhältnis dieser neuen „durchgesehenen" Ausgabe (1892) zur sogenannten „Probebibel" (1883), auf ein „Begleitwort", das im Verlag der v. Cansteinschen Bibelanstalt gleichzeitig erscheinen sollte. Leider hat der plötzliche Tod des verehrten Mannes (am 19. Januar d. J.) die Herausgabe dieser Schrift vereitelt; auch ist, wie mir die genannte Bibelanstalt mitteilt, das Manuskript in seinem Nachlasse nicht gefunden worden. Doch schon das vorhandene Vorwort, sowie die früher im Jahre 1883 der Probebibel vorgedruckten ausführlichen Berichte der v. Cansteinschen Anstalt und der Revisionskommission bieten jedem Leser die nötigsten Nachrichten über Zweck und Geschichte der ganzen Revisionsarbeit und ausreichende Gesichtspunkte für ihre gerechte Beurteilung.*)

Unter Hinweis darauf sei zunächst nur kurz an die Hauptdaten der Entstehungsgeschichte des Werkes erinnert. Die fruchtbare Anregung dazu hat der Hamburger Hauptpastor D. Mönckeberg gegeben, der im Blick auf die eingerissene Textverwilderung und die erhebliche Verschiedenartigkeit der in Deutschland umlaufenden Ausgaben der Lutherbibel die Herstellung einer einheitlichen Normalausgabe als unabweisbare Aufgabe nachwies (1855). Die mit dem Stuttgarter Kirchentage (1857) verbundene Konferenz deutscher Bibelgesellschaften forderte dann die älteste deutsche Bibelanstalt, die Cansteinsche in Halle, die durch ihre ganze Vorgeschichte besonders dazu berufen schien, auf, die einheitliche Gestaltung und Revision der Lutherbibel in die Hand zu nehmen. Diese sagte zu, entwarf die vorläufig leitenden Grundsätze und veröffentlichte „Vorschläge zur Revision, Korrigenda des v. Cansteinschen Textes: 1. Heft, theologisch-kritischer Teil von D. Mönckeberg (1861); 2. Heft, sprachlicher Teil von Dr. C. Frommann (1862)."

Um aber in dieser für die ganze evangelische Christenheit deutscher Zunge hochwichtigen Angelegenheit durch amtliche Autoritäten gestützt zu sein, wurde sie durch Vermittlung des preußischen Oberkirchenrats an die alle zwei Jahre in Eisenach tagende Konferenz der vereinigten evangelischen Kirchenregierungen Deutschlands überwiesen. Diese stellte im Jahre 1863 die für die ganze Revisionsarbeit grundlegenden wohlerwogenen Gesichtspunkte endgiltig fest und ersuchte die einzelnen Kirchenregimente, angesehene Theologen, zunächst zur gemeinsamen Bearbeitung des Neuen Testaments, zu deputiren. Abgeordnet wurden von Preußen DD. Nitzsch, (an dessen Stelle später J. Köstlin trat), Twesten, Beyschlag, Riehm; von Sachsen DD. Ahlfeld und Brückner; von Hannover DD. Meyer und Niemann; von Württemberg die Pfarrer Fronmüller und Schröder. So trat die neutestamentliche Kommission zum erstenmal in der Zeit vom 2.—16. Oktober 1865, zum zweitenmal vom 4.—16. April 1866 in den Räumen der Cansteinschen Bibelanstalt in Halle zusammen. Für jede neutestamentliche Schrift waren bereits vor Zusammentritt der Konferenz Referate und Korreferate ausgearbeitet, die bei sämtlichen Mitgliedern zirkulirt hatten. Ueber jede Schrift fand eine doppelte Lesung statt. Auch durch die fernere Bestimmung der Geschäftsordnung, eine Berichtigung Luthers nach dem Grundtext nur dann als beschlossen anzusehen, wenn zwei Dritteile der Stimmen sich dafür aussprachen, war für eine vorsichtige Behandlung der Sache gesorgt. Die rein sprachliche Seite der Revision besorgte einheitlich und selbständig der kundige Germanist Dr. Frommann. Im Jahre 1867 wurde der revidirte Text des Neuen Testaments als Probedruck veröffentlicht, 1868

*) Vergl. ferner die im Vorbericht zur Probebibel S. LXV. aufgeführten Abhandlungen von Mitarbeitern des Revisionswerkes (Riehm, Schröder, Kühn, Grimm, Düsterdieck, Kleinert), besonders auch die inhaltreiche Streitschrift Schlottmanns, des Vorsitzenden der alttestamentlichen Revision-konferenzen, „Wider Kliefoth und Luthardt. In Sachen der Lutherbibel (Halle, Strien, 1885)." Sehr instruktiv sind die „Letzten Beschlüsse der Bibelrevisionskommission" vom Oktober 1889, die aber nur für die Mitglieder metallographirt worden sind (154 Folioseiten).

unter Berücksichtigung der eingegangenen Gutachten in dritter Lesung endgiltig festgestellt und von der Eisenacher Konferenz gebilligt. Seit 1870 ist diese revidirte Ausgabe des Neuen Testaments von der Cansteinschen Anstalt in 59 Auflagen und 118000 Exemplaren verbreitet worden. Die bedeutendsten deutschen Bibelgesellschaften, auch die britische, haben diese Textrezension für ihre Einzeldrucke des Neuen Testaments angenommen.

Die für die weit schwierigere Revision des Alten Testaments gebildete Kommission hat von Ostern 1871 bis Michaelis 1881 achtzehnmal getagt und an 173 Sitzungstagen die kanonischen Bücher des Alten Testaments in zwei Lesungen durchgenommen. (Die erste Lesung der Apokryphen war einer Unterkommission übertragen, die vier Zusammenkünfte mit 20 Sitzungstagen abhielt.) Mitglieder waren für Preußen DD. Tholuck, Schlottmann, Riehm, Dillmann, Kleinert, Bertheau, Düsterdieck, Kamphausen, wozu als Ersatzmänner eintraten Superintendent Lic. Hoffmann und Konsistorialrat Klausen; für Sachsen DD. Delitzsch, Gustav Baur, Ahlfeld, Thenius, dazu als Ersatzmann Konsistorialrat D. Kühn; für Württemberg D. Kübel, Pfarrer D. Schröder, Dekan Kapff, für letzteren zeitweise als Stellvertreter Lic. Grill; für Sachsen-Weimar DD. Diestel und Grimm. Das Präsidium führte in der Regel D. Schlottmann. Die Geschäftsordnung war wesentlich die gleiche, wie früher bei der neutestamentlichen Revision. Auf der letzten Konferenz, im Herbst 1881, an der auch Dr. Frommann und Vertreter der Bibelgesellschaften teilnahmen, wurde u. a. beschlossen, dem beabsichtigten Probedruck des revidirten Alten Testaments den Text des revidirten Neuen Testaments — letzteren aber in den alttestamentlichen Citaten und in den Sprachformen jenem konformirt — beizufügen. So konnte das Lutherjahr 1883 als eine seiner wertvollsten Gaben die unter Leitung der DD. Schröder und Frommann herausgegebene sogenannte „Probebibel" bringen, die durch die Art ihrer Einrichtung, besonders durch den fetten Druck sämtlicher von der Revisionskommission vorgenommenen Aenderungen einen anschaulichen Ueberblick über die gesamte Revisionsarbeit ermöglicht. Zweck dieser dauernd wertvollen Ausgabe war, vor der entgiltigen Feststellung des Textes ihn die Feuerprobe der öffentlichen Kritik bestehen zu lassen.

Nachdem die der Beurteilung gesetzte Frist von zwei Jahren verstrichen und eine Menge von Gutachten Berufener und Unberufener eingegangen war,*) ging man an die Superrevision der Probebibel. Dabei beschränkte man sich glücklicher Weise nicht auf die noch ausstehende dritte Lesung des Alten Testaments, sondern man entschloß sich auf vielseitigen begründeten Wunsch, und um der Gesamtarbeit einen einheitlichen Charakter zu geben, zu einer nochmaligen Durchsicht des Neuen Testaments. Sie wurde einer besondern durch den preußischen Oberkirchenrat berufenen Kommission, bestehend aus den DD. Beyschlag, Brückner, Köstlin, Schröder, Braun und Düsterdieck, anvertraut. Die letzten Ergebnisse der gesamten theologisch-kritischen Superrevision wurden dann in einem metallographirten Heft zusammengestellt; vom Neuen Testament finden sich da allein noch etwa 440 Stellen, vom Alten Testament ungefähr neunmal soviel, als besserungsbedürftig bezeichnet, ein gut Teil davon freilich betrifft nur Kleinigkeiten, wie Interpunktion und dergleichen.

Selbständig daneben wurde auch der gesamte sprachliche Teil der Arbeit einer sorgfältigen Superrevision unterzogen. Hierzu war nach dem Tode des hochverdienten Sprachforschers Dr. Frommann eine eigne Kommission berufen worden, der Dr. M. Rieger, Prof. Dr. Burdach, die Schulräte Bethe und Risch, Pfarrer D. Schröder und D. Frick angehörten, mit dem Auftrag, die zahlreichen, auf die sprachliche Revision bezüglichen

*) Interessante Mitteilungen hierüber bietet die oben erwähnte Schrift D. Schlottmanns „Wider Kliefoth und Luthardt." Da wird z. B. erzählt, daß ein gelehrter Mann, der mehrere Quartbände voll von Berichtigungsvorschlägen eingesandt hatte, die Stelle Jes. 5, 14 folgendermaßen übersetzt wissen wollte: „Daher hat die Hölle ihr Verlangen erweitert und den Rachen aufgethan, ohne alle Maße, daß hinunterfahren Putzsucht und Tollheit, Heidi und Hopsasa, die hineingehören."

Gutachten, besonders die, die auf Veranlassung des preußischen Kultusministers von namhaften Vertretern der Universitäten und von preußischen Schulmännern eingesandt waren, zu prüfen und zu verwerten.

Im Januar 1890 endlich wurde durch eine große Schlußkonferenz,*) an der die Mitarbeiter der theologischen und sprachlichen Revision, die Vertreter der selbständig druckenden deutschen Bibelgesellschaften, Deputirte der Eisenacher Konferenz und des Oberkirchenrats teilnahmen, die ganze Revisionsarbeit zum wesentlichen Abschluß gebracht und für die erste durch die Cansteinsche Bibelanstalt zu besorgende Drucklegung ein Redaktionsausschuß (Frick, Schröder, Rieger, Burdach) erwählt. Dieser Ausschuß trat noch im März 1890, kurz vor Beginn des Druckes, zu einer dreitägigen Sitzung in Cannstatt zusammen, um für die — etwa 250 — Stellen, bei denen zwischen den verschiedenen Redaktoren Meinungsverschiedenheiten in Bezug auf das Grenzgebiet der theologischen und sprachlichen Bearbeitung entstanden und unausgeglichen geblieben waren, die letzte Entscheidung herbeizuführen. Die Drucklegung selbst hat um der sehr mühsamen Korrekturen willen fast zwei Jahre gedauert. O A

Gaston Frommel

Esquisses contemporaines.**)

2. Pierre Loti

Das vorliegende Buch enthält „Skizzen", in Wahrheit sehr gründliche Abhandlungen über Pierre Loti, Paul Bourget, Amiel, Ch. Secrétan und Edmond Scherer, Namen, die bei uns nicht allgemein gekannt sind, Repräsentanten moderner Lebensrichtungen auf verschiednen Gebieten, deren Kämpfe, Neigungen und Bestrebungen bei allen nationalen Unterschieden auch die unsern sind.

Pierre Loti — ein angenommener Name — entstammt einer alten Hugenottenfamilie aus der Bretagne und war französischer Marineoffizier, bis ihn Veröffentlichungen aus dem chinesischen Kriege, die der französischen Regierung unbequem waren, nötigten den Abschied zu nehmen. Erst jetzt trat seine poetische Begabung ans Licht: er brauchte nur wieder zugeben, was er zwischen Himmel und Wasser erlauscht hatte, und stand bald anerkannt in der ersten Reihe der heutigen französischen Romanschriftsteller.

Er hat unter allen Himmelsstrichen gekreuzt. Zu Hause in der Bläue des stillen Ozeans, wo kein Lufthauch die Segel rührt und die fieberheißen Lippen des sterbenden jungen Matrosen kühlt, den in der glühenden Pracht der Tropen die Sehnsucht nach der nordischen Heimat verzehrt. Zu Hause in den düstern Gewässern des nordischen Meeres, in das die Bretagner alljährlich hinausziehen zum Heringsfang, und das als beseelte Naturgewalt aufgefaßt, die, die sich ihm einmal angelobt, erbarmungslos als ihm zukommendes Opfer fordert.

Der Inhalt seiner Erzählungen ist ganz einfach. Der monotone Lebensgang der Seefahrer, auf dem Meere und an den Küsten ferner, fremder Länder. Man würde ihren Zauber brechen, wollte man den Versuch machen, sie nachzuerzählen.

Frommels Skizze behandelt hauptsächlich Lotis ersten Roman, Mon frère Yves. In Deutschland verbindet man mit dem Namen Loti vor allem die Erinnerung an seine „Islandfischer", deren Poesie sich einem einprägt mit ihrem düstern, auf- und abwogenden Glanz, wie der erste Anblick des grenzenlosen, unbarmherzigen nordischen Meeres selbst. Der Roman ist jedem zugänglich in Carmen Sylvas meisterhafter Übersetzung. Was Frommel über Mon frère Yves sagt, findet auch Anwendung auf die Pêcheurs d'Islande, nur daß sich hier die Fischergeschichte zur Menschheitstragödie vertieft.

Es kommt uns vor allem darauf an, Frommels eigentümliche Betrachtungs- und Behandlungsweise der Litteratur zu veranschaulichen, wir lassen deshalb aus der Fülle des Ganzen einzelne darauf bezügliche Auszüge folgen:

*) Vgl. darüber Mitteilungen für Bibelgesellschaften u. s. w. von Lic. Breest Nr. 1, S. 17 ff. Berlin 1890.

**) Vergl. Nr. 11.

Die Natur, im achtzehnten Jahrhundert der Rahmen, in den der Mensch als Bild eingefügt wurde, beansprucht heute die Stelle des Bildes selbst . . . . Die Außendinge überwuchern den Menschen und ersticken ihn fast; erscheinen aber beseelt und belebt. Sie sind nie besser verstanden, nie mit größerer Intensität und tieferen Farben geschildert worden. Ich weiß wirklich nicht, ob Yves, die Bretagne oder das Meer die Helden des Buches sind . . . .

Die Natur, von jeher dem Menschen vereint, enthüllt sich hier zuweilen als furchtbare Gewalt; wird eins mit der universellen Macht, deren Wille ist, daß alles sich wandle und sterbe, und obwohl dem Menschen verbunden durch Bande, die noch keine Zeit so tief und stark empfunden hat, ist sie es dennoch, die im unwandelbaren Lauf ihrer Erschütterungen ihn vernichtet und ihm Verderben bringt . . .

Es scheint, daß der Schmerz mehr noch als die Liebe das wahre Band ist, das die Menschen vereint. Er allein vermag die Seele auszuschöpfen und ihr alle ihre Reichtümer zu entlocken. Er ist das wunderbare Werkzeug, das die verborgnen Tiefen des Wesens zu Arabesken und fein geschwungnen Linien ausmeißelt. Der Schmerz knüpft sich hier nicht an die vorübergehenden Handlungen der Menschen, noch an eine mehr oder minder dramatische Situation. Alles ist einfach in dieser Erzählung, und nichts tragisch, als die Natur. Aber er hat seine Quelle im Dasein selbst, im Wesen der endlichen Dinge. Er verknüpft sich fortwährend, wie durch einen unsichtbaren Faden, mit dem Leiden der ganzen Welt, so daß er bis in seine konkretesten Lebensäußerungen hinein, immer das Unendliche berührt.

Der Glaube unsres Jahrhunderts umfaßt nicht mehr die Ewigkeit, dies trostreiche Unbekannte, das der Glaube unsern Vätern enthüllte, und das ihnen über der Zeit schwebte, um einst alles von ihr zurückzufordern, was sie verschlungen, und wieder zu beleben, was sie hatte sterben lassen. Heut empfindet man die Zeit selbst als ewig: die Aufeinanderfolge der Gegenwart ohne Ende, die sich erschöpft und erneuert, den Wechsel der Tage und Stunden, die sich aneinander reihen und Menschen und Dinge mit sich führen, um sie geboren werden und sterben zu lassen. Das ist die Annahme, die mehr oder minder bestimmt die Luft unsrer Zeit durchflutet. Eine Vorstellung, fruchtbar an Traurigkeit und unsern dringensten Bedürfnissen widersprechend . . .

Diese Traurigkeit . . . ist ohne Zweifel der letzte Protest des Menschen, den die Annahme einer noch nicht abgeschlossnen Wissenschaft verstümmelt. Ein, ach ebenso vergeblicher wie glänzender Protest! Denn diese Traurigkeit gefällt sich in ihrer eignen Aussprache und lehnt es ab, getröstet zu werden. Sie setzt das beiseite, was sie allein besiegen konnte: die Pflicht und das Gewissen.

Lotis Zurückgreifen auf die elementaren Grundzüge des Menschen und den Zauber, den seine noch nicht von der Blässe des Gedankens angekränkelten Gestalten ausüben, muß ein von dem modernen Analysiren fast aufgeriebner Mensch wie Gaston Frommel voll empfinden. Aber sein Urteil wird nicht davon geblendet:

Ein charakteristisches Merkmal der naturalistischen Schule ist die psychologische Vereinfachung ihrer Helden. Unvermeidlich, da sie eine Seite der menschlichen Natur vollkommen ignorirt und das Bereich des Geistes ihr völlig verschlossen ist. Der Mensch ist nie auf so wenige Fähigkeiten beschränkt, nie so verarmt gewesen, die Lauterkeit seiner Persönlichkeit, die Thatsächlichkeit seines Willens nie so gründlich verkannt worden, wie in den meisten heutigen Romanen. — Pierre Lotis Gestalten haben teil an dieser Vereinfachung. Es sind große Kinder, sich halb unbewußt. „Menschen, die träumen, wahre aber stumme Poeten, die alles verstehen" — deren Handeln aber etwas Zufälliges hat. Sie werden weniger vom Willen regiert als von Wünschen, oder besser der Augenblicksempfindung, und dieser Zug, der bei vielen Schriftstellern derselben Schule in tierische Roheit ausartet, umgiebt seine Gestalten mit einem geheimnisvollen Hauch von Größe.

Aber die Zivilisation und die Reichtümer einer langen Vergangenheit lassen sich nicht ignoriren. Unter der beabsichtigten Einfachheit hört man Saiten vibriren, die dem ursprünglichen Menschen fremd sind, und Gefühle treten ans Licht, die der Bauer nicht kennt. Ein gewisses schmerzliches Etwas läßt unter der vorgeblichen Einfachheit die ganze Zerrissenheit des modernen Menschen heraufzittern. . . .

Ich finde in Lotis Büchern, selbst zwischen positiv abstoßenden Szenen, eine Ehrlichkeit und instinktive Reinheit, eine Loyalität und Gradheit, eine Einfachheit und innere Aufrichtigkeit, die außerordentlich anziehend wirken . . . . Aber alles bleibt unbewußt und hat die Schwelle des Willens nicht überschritten. Es handelt sich um den ursprünglichen, nicht um den moralischen Menschen, nicht um die Pflicht. Die Dinge kommen und gehen, gut oder schlecht — einerlei. Ihr Vorhandensein genügt zu ihrer Rechtfertigung, und der Unterschied zwischen Erlaubtem und Verbotnem ist verwischt. Und doch liegt in dieser Unterscheidung das kostbarste Gut, das der Mensch auf Erden hat. Sie allein ist imstande, ihn sicher zu stellen vor Zweifeln und Verzweiflung; sie allein, inmitten der Dinge, die verrinnen, bleibt unverletzlich und gewiß; sie allein überzeugt den Menschen von der Gewißheit der Dinge, die wirklich sind. Denn die Handlungen erlangen ihren Wert nur durch moralisches Gesetz, und das Leben seinen Preis nur, sofern es sich im Gehorsam erweist. Nur dann erzieht es uns und führt uns einem Ziel entgegen . . . .

Zwei Dinge sind uns bei Lotis Gestalten vor allem aufgefallen: die Tiefe ihrer Empfindungen und die sie beherrschende Traurigkeit. Ihre Tiefe, denn das Gemüt ist nicht mehr unversehrt, das sich bis in

solche Tiefen hinein ergründen läßt, und die Reichtümer, die es herausgiebt, entstammen seinem Wrack. Reichtum der Armen, die kein Morgen kennen; sie verzehren sich selbst, und die Pracht ihres Glanzes ist der Wiederschein eines sinkenden Tages. Ungesunde Einheitsgebilde (complexités), die nur auf Kosten der Einheit von Person und Willenskraft möglich sind. Traurigkeit des Empfindens: „denn in alles mischt sich, ich weiß nicht recht was, Seltsames, Sterbliches, ein Vorurteil über das, was jenseits liegt, eine Unruhe und die Angst, daß alles zu Ende gehe“ . . . .

Aber hierin liegt vielleicht gerade die Anziehungskraft des Buches, und das, was es dem zeitgenössischen Empfinden so nahe bringt. Es findet, was es sucht: die Elemente einer Gefühlsbildung, die es ihm ermöglichen, das Leben in ausgesuchter und schmerzlicher Weise zu kosten, ihm die Pforten einer irrtümlichen Glückseligkeit öffnen, aus Träumen und Chimären gewoben. Eine dem wahren Glück schädliche Bildung, weil sie unfähig ist, die Bedürfnisse, die sie erweckt hat, zu erfüllen, und den Menschen seinem wahren Gut abwendig macht . . . .

Als Ganzes entspricht Lotis Roman einem ganz bestimmten Moment unsrer heutigen Litteraturentwicklung. Der Naturalismus hat Kraft und Saft ausgegeben und wandelt sich durch Aufnahme andrer Elemente. Ein frischer Luftzug belebt und verjüngt ihn. Ich würde sagen, Lotis Werk atmet einen zartgemuten Realismus, den ein Hauch von Mystizismus schwellt. Nicht etwa religiöser Mystizismus, wie ihn uns die Geschichte des Mittelalters vorführt, vielmehr ein ästhetischer und sinnlicher Mystizismus, der dem Gemüt als Vermächtnis des entschwundnen Glaubens verblieben und, nun ohne ein bestimmtes Objekt, alle Lebensgebiete erfaßt, um ihnen, ich weiß selbst nicht recht was — an Innerlichstem und Tiefstem zu entlocken, dessen die Seele bedarf, um zu leben. Ein erstaunlich zusammengesetztes Empfinden — nicht Denken — mehr als Nervenerregung — und gar nicht in Worte zu fassen. . . .

Der Aufsatz schließt mit der überraschenden Wendung:

„Mein Himmel hat sich immer mehr umdüstert, Plumkett,“ schreibt Pierre Loti in den Fleurs d'ennui, „seit jener fernen Zeit, da mir Christi Bild verlöschte, das meine Kindheit sanft erhellt hatte.“ Und Plumkett antwortet ihm: „Ich empfinde das drückende Gefühl, das du auch kennst, das unendliche Fernsein von einem Ort, an dem ich nie war; der Trennung von jemandem, den ich nie gekannt habe.“

Dieser unbekannte Jemand — fährt Frommel fort — von dem die Menschen unsrer Zeit sich getrennt fühlen, ist der, den die Christen als ihren Gott anbeten, und der Ort, an dem sie nie gewesen, ist das Heiligtum „des Lebens, das mit Christus verborgen ist“ — ohne Zweifel des Lebens einzige Realität. C B

Verschiedenes

(Deutsche Psalmen) von A. H. Franke. Perthes 1889; geb. 5 ℳ.

Am 31. Mai v. J. starb zu Montreux nach langjährigem Lungenleiden Dr. theol. A. H. Franke, geb. 31. August 1853 in Gütersloh, 1881—85 Privatdozent und außerord. Professor der Theologie in Halle, 1885—87 ord. Professor für neutestamentliche Exegese in Kiel, 1888—90 Pfarrer der deutschen Gemeinde in Mentone. In seinem Nachlaß fanden sich als letztes einer Reihe andrer geistlicher Lieder auch die an der Spitze dieser Nummer stehenden Verse, nur mit Bleistift und wahrscheinlich wenige Wochen vor seinem Heimgang geschrieben. Sie werden den mit seinen leidvollen Lebensschicksalen bekannten früheren Freunden, Kollegen und Schülern des Entschlafenen im Leserkreise der Christlichen Welt ein willkommnes Zeugnis des Sinnes sein, in dem der in schwerer Trübsal geübte Mann von hinnen geschieden ist. Der Schreiber dieser Zeilen möchte aber zugleich auf eine Sammlung geistlicher Lieder aufmerksam machen, die von dem Heimgegangenen unter dem Titel „Deutsche Psalmen“ schon vor drei Jahren erschienen ist.

Die Sammlung besteht aus 178 meist kürzeren Liedern. 16 sind Nachbildungen englischer Originale in freier und durchaus gelungener Übersetzung, unter denen das Abendlied: „Am Abend, als die Sonne sank“ nach Mark. 1, 32 (Seite 47) besonders hervorragt. Der Anspruch, der in dem Titel liegt, bedarf der Rechtfertigung. Eine solche giebt auch das Motto auf dem Titelblatt:

Die Harfe Davids klinget
Jetzund durch alle Land,
So oft ein Christe singet,
Von Gottes mächtiger Hand. (16. Jahrhundert)

Wer aber die Sammlung gelesen hat, wird gern anerkennen, daß hier wirklich ein Christ singet, den Gottes mächtige Hand ergriffen hat. Man hat von so manchen Erzeugnissen moderner religiöser Lyrik den lebhaften Eindruck, daß sie ihre Entstehung mehr dem Zufall, vorübergehenden Stimmungen oder gelegentlichen Veranlassungen als einem unwillkürlichen dichterischen Trieb verdanken. Von den „deutschen Psalmen“ wird niemand diesen Eindruck empfangen. Sie sind herausgeboren aus religiösem Empfinden und Erleben von ungewöhnlicher Kraft, Tiefe und Wahrheit. In der ganzen Sammlung ist kein Lied, in dem nicht voll und rein die religiöse Saite anklingt. Ja, dies ist so sehr der Fall, daß das einzige Lied, in dem der übrigens ernste Grundgedanke mit einem gewissen Humor durchgeführt ist, „Die Jahreszeiten“, wie ein Fremdling in seiner Umgebung erscheint. Des Sünders Schuld, Gottes vergebende Gnade, Ruhm und Preis der erfahrenen Barmherzigkeit, brennende Liebe zum Erlöser, Trost in Kreuz und Trübsal, ernstes Ringen nach Heiligung und sittlicher Vollendung und ein heißes Sehnen nach der himmlischen Heimat — von anderm will und kann der Dichter nicht singen, aber von diesem muß er auch singen. Man fühlt, wie sich der Dichter eine Last vom Herzen singt. Keine welt- oder kirchengeschichtliche Anspielung (auch nicht in dem Abschnitt Zeit und Welt), keine konfessionelle Polemik oder spezifisch-theologische Ausprägung des Gedankens beeinträchtigt den rein religiösen Charakter dieser Lieder. Alles ist persönlich und individuell, und doch ist es die Gemeinde und deren Erbauung, die der Dichter im Auge hat.

Kirchenlieder im eigentlichen Sinne des Wortes freilich sind die deutschen Psalmen nicht. Außer dem durch ebenso große Schönheit als Einfachheit ausgezeichneten Begräbnisliede „Wir danken dir, Herr Jesu Christ, daß du für uns begraben bist“ (S. 314), das vom Dichter ausdrücklich in kirchlichem Interesse zum liturgischen Gebrauch nach Einsenkung des Sarges bei der Beerdigung verfaßt wurde, dürften sich wenige dieser Lieder zur Aufnahme in das Gemeindegesangbuch eignen. Aber die Wahrheit und Lebendigkeit des religiösen Empfindens, die tiefe Erkenntnis des eignen Herzens und die Aufrichtigkeit des Geistes, die Frankes Liedern eigen, verleihen ihnen einen hohen erbaulichen Wert als Zeugnissen und Bekenntnissen aus der Gemeinde und für die Gemeinde. Und wie es im biblischen Psalmbuch sozusagen einen Psalter im Psalter giebt, von dem es insbesondre gilt, daß man „den Heiligen ins Herz sieht,“ so gebührt auch unter den Frankischen Liedern denen die Palme, in denen des Dichters innerstes, aber auch oft tiefschmerzliches Erleben seinen Ausdruck findet. Hier mögen besonders die Lieder der Abschnitte „Aus der Tiefe,“ „Unter dem Kreuz“ und „Wenn wir vollendet werden“ Erwähnung finden. Im letzteren Abschnitt namentlich sind wahre Perlen christlicher Lyrik, gleich das erste Lied, das dem Abschnitt die Aufschrift gegeben hat (S. 305), weiterhin (S. 312) „Ich sterbe nicht“ und (S. 316) „Meine Ruh“.

Auch in formeller Beziehung ragen die deutschen Psalmen weit über das Mittelmaß moderner geistlicher Dichtung hinaus. Das formvollendetste Lied ist wohl „Sturm“: Die Windsbraut hob sich von Westen her (S. 244) mit prachtvoller Alliteration. So biblisch der Gedankengehalt ist, so wenig ist es die Form; es sind wirklich „deutsche“ Psalmen. Der Dichter redet nirgends die Sprache Kanaans, sondern die schlichte, ungekünstelte Sprache des Herzens.

Theologen mag besonders das Karfreitagslied: Es ist vollbracht (S. 51), interessiren, das einzige Lied der Sammlung, das einen gewissen theologischen Charakter trägt und in der letzten Strophe eine, wie mir scheint, sehr glückliche, weil echt religiöse Formel für das christologische Problem enthält:

Du fandst den Weg zu Gottes Herzen,
Weil du von Gottes Herzen kamst.

Zu den „Deutschen Psalmen“ wird jeder wieder greifen, der sie einmal gelesen hat. Sie sind ein Erbauungsbuch im besten und wahrsten Sinn. Ich kenne Kranke und Angefochtene, die in diesen Liedern eines selbst in schwerem Leid geläuterten Christenherzens eine reiche Quelle des Trostes und der Glaubensstärkung gefunden haben. Wer ernsten, ringenden Christenseelen eine poetische Gabe von bleibendem Wert in die Hand legen will, wird mit diesem Buche nicht fehlgreifen. Der heimgegangene Dichter selbst hat keinen höheren Wunsch gehabt, als daß seinen Psalmen gegeben sein möchte, was ihm, dessen irdisches Tagewerk so früh und so leidvoll zu Ende ging, nicht, wie er wünschte, vergönnt war, den Namen dessen zu verherrlichen, von dem er in dem oben mitgeteilten Liede singt:

Du gabst mir viel — doch dein Vergeben,
Das bleibt mir ewig grenzenlos!

Montreux Gotthilf Herzog

(Empfohlen) sei ohne viel Worte die soeben erschienene zweite Auflage der zweiten Sammlung von Meisterwerken der christlichen Kunst aus dem Verlage von J. J. Weber in Leipzig. 2 Mk., mit Mappe 3 oder 5 Mk. Sie eignet sich ebenso, wie die in vierter Auflage vorliegende Erste Sammlung (gleichen Preises) sehr wohl zu Konfirmationsgeschenken. Jede enthält einundzwanzig prächtige Holzschnitte auf Kupferdruckpapier in Großfolio nach alten und neuen Meistern. — Eine bescheidene und doch hübsche, mancher Konfirmandin gewiß willkommene Gabe ist das Christliche Vergißmeinnicht, mit Vorwort von Dekan Weitbrecht in Stuttgart: auf jeden Kalendertag ein weißes Blatt mit einem guten Spruch am Kopf, Duodez. Der Preis kann kein hoher sein. Verlag: Eugen Salzer, Stuttgart. — Für reife Konfirmanden bieten sich als neueste Erscheinung dar Feierstunden. Kurze Betrachtungen für die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres von Lic. Julius Smend, Pfarrer und Professor zu Friedberg i. H. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht; geb. 4 Mk. Wir kommen auf das Buch zurück. Auch sei für reifere Konfirmanden auf Bornemanns Unterricht im Christentum hingewiesen (ebenda, geb. 4,60 Mk.). Andre Vorschläge haben wir in den früheren Jahrgängen gemacht. R

(Ein offenbares Bedürfnis) Dem Herausgeber d. Bl. wurde von einem Pastor im Auslande folgende Frage vorgelegt:

„Können Sie mir ein gutes, reichhaltiges apologetisches Werk nennen, deutsch, englisch oder französisch? Es müßte die moderne Halbbildung ins Auge fassen, die modernen liberal-freisinnigen-jüdischen Phrasen, ohne andre Redensarten dagegen zusetzen, diese Phrasen bis auf ihren Grund verfolgen und ihnen gegenüber nicht die christliche Lehre dem natürlichen Verstande annehmbar machen, sondern sie in ihrer innern Schönheit und innern Widerspruchslosigkeit aufzeigen, und dann Fingerzeige geben, wie man — bei gutem Willen — zu diesem Glauben kommen kann. Gerade das Letztre suche ich vergeblich in Dogmatiken und Apologetiken. Was der Glaube alles thut und kann und enthält, ist sehr schön gesagt, aber wie man zu ihm kommt, ist

nicht gesagt . . . Die moderne, durch und durch unchristliche Halbbildung ist wie die Hydra: — bin ich mit einem Einwand fertig, so kriechen zwei neue hervor. Die Hauptsache, das Zentrum will ich gar nicht aus den Apologetiken entnehmen, aber da sind so viele Nebendinge, über die nachzudenken mir Zeit fehlt, für die ich gern schon zurecht geschmiedete Waffen hätte. Wissen Sie nicht so eine Rüstkammer?“

Offenbar berührt diese Anfrage ein von vielen Christen, Laien wie Pastoren, empfundenes Bedürfnis. Ein Werk, das die großen, eben angedeuteten Forderungen schlechthin erfüllt, weiß ich nicht zu nennen. Unser Mitarbeiter Lic. Steude hat in diesem Sinn für Zimmers Handbibliothek der praktischen Theologie eine Apologetik geschrieben, die in den nächsten Tagen erscheinen muß.*) Einstweilen nennen wir einige Schriften, die dem Bedürfnis etwa entgegenkommen:

Beyschlag, Zur deutsch-christlichen Bildung. Gesammelte popular-christliche Vorträge. Halle, Strien. 7,20 Mark.

Naville, Christus. Sieben Reden. Leipzig, Haessel 1880. 3 Mark.

Christenglaube im Bunde mit der Naturwissenschaft. Von einem Laien, Braunschweig, Schwetschke und Sohn 1891. 1 Mark.

Wissenschaftliche Vorträge über religiöse Fragen. Fünf Sammlungen zu je 1.40 Mark. Frankfurt a/M., Diesterweg.

Vielleicht weiß ein Kundiger sonst unsre Vorschläge zu bessern und zu ergänzen. Vorzüglichen apologetischen Wert haben auch gerade in ihrer Anspruchslosigkeit die in Nr. 50 d. v. J. empfohlenen Lebenserfahrungen eines Siebzigers. Gotha, Perthes. 3 Mark.

R

*) Soeben erschienen: Evangelische Apologetik. Gotha, Perthes. 487 S.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer D. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 14 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Schönstes Konfirmations-Geschenk

Thomas a Kempis, die Nachfolge Christi:

Neu herausgegeben mit Zugrundelegung der Gossnerschen Übersetzung. Mit Originalzeichnungen von Carl Merkel in Holzschnitt. 3. Auflage. In Prachtband mit Goldschnitt gebunden M. 12,50 netto franko. Dieses Werk, von Geistlichen sehr empfohlen, sollte in keiner Familie fehlen. Direkt durch den Verlag sowie durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Leipzig **Verlag Gustav Nebel**

Empfehlenswerte Konfirmationsgeschenke

Henry Drummond

Das Beste in der Welt. Von Henry Drummond. 26. Auflage. 96.—100. Tausend. Preis kartoniert 1 M., in feinem Goldschnittband 2 M.

Pax Vobiscum. Von Henry Drummond. 10. Auflage. 46.—50. Tausend. Preis kartoniert 1 M., in feinem Goldschnittband 2 M.

Das Schönste im Leben. Von Henry Drummond. 1.—6. Auflage. 1.—30. Tausend. Preis kartoniert 1 M., in feinem Goldschnittband 2 M.

Das Programm des Christentums. Von Henry Drummond. 1.—5. Auflage. 1.—25. Tausend. Preis kartoniert 1 M., in feinem Goldschnittband 2 M.

Was diese fast beispiellos verbreiteten Drummondbüchlein so ganz besonders geeignet zu **Konfirmationsgeschenken** macht, ist, daß sie von ihren jugendlichen Besitzern auch wirklich gelesen, ja wiederholt gelesen werden, und zwar mit bleibendem und je länger desto mehr sich vertiefendem Eindruck.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Einladung zum dritten Evangelisch-sozialen Kongreß

Der Evangelisch-soziale Kongreß wird seine diesjährigen Versammlungen am Mittwoch den 20. und Donnerstag den 21. April in Berlin abhalten.

Er hat es sich bekanntlich zur Aufgabe gestellt, die sozialen Zustände unsers Volkes vorurteilslos zu untersuchen, sie an dem Maßstabe der sittlichen Forderungen des Evangeliums zu messen und diese selbst für das heutige Wirtschaftsleben und die in ihm Stehenden fruchtbarer und wirksamer zu machen als bisher.

Indem wir alle deutschen evangelischen Christen, die die Ziele des Kongresses billigen, zur Teilnahme an dieser Versammlung hierdurch ergebenst einladen, geben wir uns der Hoffnung hin, daß unsre Arbeiten durch zahlreiche Beteiligung weiter Kreise an den bevorstehenden Verhandlungen einen erfreulichen und erfolgreichen Fortgang finden werden.

Die Tagesordnung ist folgende:

1. **Dienstag, den 19. April**
   - A. nachmittags 4 Uhr, im Hospiz der Stadtmission, Mohrenstr. 27: Sitzung des Ausschusses und Aktionskomitees des Kongresses.
   - B. abends 8 Uhr, im Saale des Christlichen Vereins Junger Männer, Wilhelmstraße 34: Gesellige Vereinigung der bereits anwesenden Teilnehmer am Kongresse.
2. **Mittwoch, den 20. April**, früh 9 Uhr, im großen Saale der Stadtmission SW. Johannistisch 6 (dicht vor dem Halleschen Thore), erster öffentlicher Verhandlungstag:
   - A. Gebet;
   - B. Eröffnungsansprache des Vorsitzenden;
   - C. Jahresbericht des Generalsekretärs;
   - D. Verhandlungen:
     - a. Christentum und Familie. Referent: Herr Vereinsgeistlicher F. Naumann, Frankfurt a. M.
     - b. Die erziehliche Bedeutung des Arbeiterschutzgesetzes. Referent: Herr Kaiserl. Reg.-Rat Dr. Wolff, Straßburg i. E.
     - c. Spezialkonferenzen.
3. **Donnerstag, den 21. April**, früh 9 Uhr, ebenda, zweiter öffentlicher Verhandlungstag:
   Verhandlungen:
   Das neue sozialdemokratische Programm. Referent: Herr Geheimer Reg.-Rat Professor Dr. Adolf Wagner.

Eintrittskarten für 1 Mk., die zur Teilnahme am Kongresse berechtigen, sind acht Tage zuvor zu haben im Zentralbüreau der Stadtmission, Berlin SW., Johannistisch 6, und in der Evangelischen Buchhandlung, Mohrenstraße 27, sowie an den Verhandlungstagen selbst an den Eingängen zum Saal.

Den ständigen Mitgliedern steht gegen Vorzeigung der (ihnen noch zuzusendenden) Mitgliedskarten der Eintritt frei.

Etwaige Anfragen sind zu richten an den Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses, Herrn cand. rev. min. Göhre, Berlin W., Köthenerstraße 46.

Berlin, am 1. März 1892

Das Aktionskomitee und der Ausschuß des Evangelisch-sozialen Kongresses

Des Herrn Archemoros Gedanken
über
Irrende, Suchende und Selbstgewisse
von
Hermann Oeser.
Brosch. Mk. 1.80. Leinwandband Mk. 2.60.

O. K. schreibt über das Büchlein in der Konservativen Monatsschrift:

Der Verfasser ist durch und durch Menschenkenner, Feind aller Redensarten, Feind aller Parteischablone; er geht immer auf den Kern des Menschen. Und da er seine reichen Lebensbeobachtungen in musterhaftem Deutsch zusammengefaßt hat, so kann das kleine Buch geradezu ein Schatzkästlein christlicher Lebensweisheit genannt werden.

Verlag von R. Reich vorm. C. Detloffs Buchhandlung in Basel.

Zur Ausgabe gelangte
Das fünfte Zehntausend
von
Dr. Gustav Wustmanns
Allerhand Sprachdummheiten
Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen
Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen
Preis gebunden 2 Mk.
Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig
Hierzu eine Beilage (Aufruf zu einer Comenius-Stiftung)